Der
Sohn einer Mutter.

Eine
wahre Begebenheit,
erzählt
von
August Leibrock.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Verlag von Christian Ernst Kollmann.

1853.

Der Sohn einer Mutter.

Zweiter Theil.

Der Obrist als Brautwerber.

Der Feldzug gegen Rußland, der von dem Grafen Segur und von Ludwig Rellstab in seinem „1812" so ausführlich beschrieben ist, war beendigt. Das 29. Büllletin, was indeß der Kaiser der Franzosen erlassen hatte, das nur von Siegen und Eroberungen voll war, obgleich die halbe Armee nicht mehr vorhanden war, hatte dem Obrist von Niederitz dennoch einen tüchtigen Aerger verursacht. Allein schon wenige Tage später erfuhr man, daß Napoleon über Warschau, Dresden und Mainz nach Paris zurückgegangen war, daß er

seine Armee verlassen, was in den Augen derjenigen, die seinem Thun und Treiben von Tag zu Tag gefolgt waren, kein gutes Zeichen war. Von diesem Tage an schrieben die Zeitungen freier, man erfuhr die ganze Niederlage der französischen Armee und ihren traurigen Rückzug nach Deutschland, man erfuhr sogar, daß den letzten Flüchtlingen die Kosacken auf den Fersen wären.

Nun ist es ja mit dem großen Helden vorbei, sagte sich der Obrist, nun hat er ja seine Rolle ausgespielt und wird es nun wieder Ruhe und Frieden in Deutschland werden. Ich habe es mir lange gedacht, daß es so kommen würde; indeß ist es noch immer Zeit genug, er hat den Fürsten Europas eine Lehre gegeben, die sie so leicht nicht vergessen werden. Wenn sie zu einer andern Zeit Krieg führten, so wurden sie dadurch um kein einziges Früh-

stück verkürzt, die Unterthanen mußten ihr Gut und Blut dazu hergeben, sie selbst sahen dem Blutvergießen von der Ferne her, oder auch wohl gar nicht, zu. Durch ihn aber sind sie persönlich angegriffen, sie haben sich vor dem kleinen tapfern Manne beugen müssen, er hat ihnen vorgeschrieben, was er gewollt, und sie haben sich fügen müssen.

Nun will ich aber meinen neuen Plan auch verfolgen, fuhr er in seiner Selbstunterhaltung fort. Hätte ich das schöne Mädchen, diese Alwine, nie gesehen, ich würde hier in meiner Einsiedelei nach und nach für alles Schöne und Gute abgestorben sein, aber seit ich sie gesehen, seit ich mich in ihren wundervollen Augen gespiegelt, seit ich ihre reizende Stimme gehört, kann ich, so viel ich mich auch bemühe, doch an nichts weiter denken, als an sie. Wo ich gehe und stehe, verfolgt mich dies

Zauberbild, ich muß sie also haben, sie muß mein werden, koste es auch was es wolle. Sie hat mir zwar auf meine Frage, wer ist der junge Mann? geantwortet: mein Bräutigam; doch das ist Thorheit, das ist so eine Mädchenredensart, wenn ihnen ein junger Mann ein Paar zärtliche und verbindliche Worte sagt, so heißt es gleich: es ist mein Bräutigam. — Warum bin ich auch so schnell abgereist, warum habe ich den Scherz für baare Münze genommen? warum habe ich mich nicht an die Mutter gewandt? ich wette darauf, die weiß kein Wort davon.

Aber, fuhr er nach einer Pause fort, wer mag der junge Mensch wohl sein? Seiner bescheidenen, demüthigen Miene nach zu urtheilen, ist es gewiß so ein armer adeliger Schlucker, der den Mund aufsperrt, wenn die Sonne scheint, um die warmen Strahlen zu verschlingen; aber

der Magen, der Magen, der steht sich schlecht dabei. Es ist wahrscheinlich ein Mensch, der für irgend eine Kunsthandlung Kupferstiche oder Landkarten illuminirt, wobei er in seinem dummen Stolze vor Hunger immer krank ist. Nein, nie und nimmer darf Alwine von Hagen so einem armen Teufel zu Theil werden, dieses Prachtmädchen, das ich nur unserer theuren Landesmutter, als sie noch in der Blüthe ihrer Jugend war, zur Seite stellen könnte, muß ein glänzenderes Loos ziehen. Sobald die Strenge des Winters aufhört, reise ich wieder nach Berlin. Eine Entschuldigung, warum ich im Herbst nicht wieder kam, läßt sich leicht auffinden. Ich miethe ihnen dann sogleich eine elegante Wohnung, ich kaufe ihnen eine glänzende Equipage und was sonst dazu gehört, und an den Bräutigam wird ferner nicht mehr gedacht.

Eine reizende Aussicht für Felix und Alwine. Wer kann indeß wissen, was im dunkeln Schooße der Zukunft verborgen liegt. Vor aller Menschen Augen lag das Schicksal des großen Kaisers Napoleon jetzt offenkundig da, und dennoch, dennoch —

Jeder Tag brachte dem Obrist von Niederitz jetzt neue Nachrichten, die ihm alle großes Vergnügen gewährten. Die erste wichtige Nachricht war die, daß sich Preußen losgerissen und dem Rheinbunde nicht allein Lebewohl gesagt, sondern sich zu einem neuen Kriege mit aller Eile rüstete. „Zum Teufel! rief da der Obrist, dann muß ich mich ja auch rüsten, dann muß ich ja das halb verrostete Schwert auch wieder aus der Scheide ziehen, ich darf ja meinen König, wenn es für das Vaterland gilt, wenn es gilt, die sechsjährige Schmach abzuwaschen, nicht im

Stiche lassen. Und Oesterreich, das sehe ich schon, das wartet nur auf eine passende Gelegenheit, die Schmach von Wagram auszulöschen."

Wenige Tage später meldeten die Zeitungen, daß der Kaiser Napoleon vom Staatsrath in Paris 300,000 Conscribirte verlangt, er ihm aber statt dessen noch 50,000 mehr bewilligt. In derselben Zeitung aber predigte der russische Koloß allen Völkern Europa's einen Kreuzzug gegen den Helden seiner Zeit, der alle Throne erschüttere und umzustürzen drohe, der die Rechte der Völker mit Füßen trete, ja, die Religion und die Muttersprache bedrohe.

Ja, ja, das ist ganz recht, nur auf diese Weise ist es möglich, sagte, mit sich selber redend, der Obrist; wären die großen Herren schon sieben bis acht Jahre früher so klug gewesen, hätten sie sich da=

mals mit einander vereint, dann wären dem Corsen die Flügel nicht so lang gewachsen. So aber freuete sich Preußen, wenn Oesterreich von ihm geschlagen wurde, und so freuete Preußen und Oesterreich sich, wenn Rußland die Zeche bezahlen mußte. — Aber für mich ist das doch ein dummer Streich, denn ein junges Weib nehmen und dann in den Krieg ziehen und sich todtschießen lassen, wahrlich! es giebt keinen dümmern; der Herr Bräutigam fände es dann sehr bequem, er brauchte dann keine Kupferstiche und keine Landkarten mehr zu illuminiren, das reiche Wittwenthum erlaubte ihm jede Bequemlichkeit. — Auf diesen Fall wollen wir uns die Sache doch erst überlegen und versuchen, ob wir uns die Braut nicht selber sichern können.

Der lange und harte Winter war zu Ende, er hatte seine Wuth an Menschen

und Thieren ausgelassen, und war an seine Stelle ein heiterer Frühling getreten. Ueberall, in Gärten, Wiesen und Angern, sah man grüne Grashälmchen hervorsprossen, ja, hier und dort wurde schon ein Blümchen sichtbar. In der frischen, heitern Luft sang die Lerche ihr munteres Lied, in derselben Weise, wie vor tausend Jahren, und im Garten pfiff die Schwarzdrossel in helldurchdringenden Tönen ihre heitere Melodie, überall war wieder neues Leben und frische Thätigkeit sichtbar.

Der Obrist stand wie auf glühenden Kohlen, denn jeder neue Tag, den Gott werden ließ, brachte neue Nachrichten. — Noch lange waren die unglücklichen Krieger, die nach Rußland marschirt waren, nicht alle zurück, als schon wieder in Deutschland ein neuer Kriegsschauplatz sich eröffnete. In der Gegend von Wittenberg, Torgau und Dresden zogen sich bedeuten-

de französische Heeres-Abtheilungen zusammen, und schien es, als ob sich der Kaiser Napoleon ein Schlachtfeld in der Nähe seiner reichsten Besitzung aussuchen wolle. Er war unentschlossener, als jemals, was er thun oder lassen sollte. Hätte ich nur das schöne Mädchen, das leibhafte Ebenbild meiner Julie, die reizende Alwine, nicht gesehen, mein Entschluß wäre leicht gefaßt. Ob sie mein Schloß hier in Brand stecken und es in Flammen aufgehen ließen, es wäre mir so ziemlich einerlei, bliebe mir doch das in Ostpreußen noch; aber jenes alte Zauberschloß, noch aus dem Mittelalter, wäre kein Aufenthalt für die schöne Alwine von Hagen, ich müßte also dies für sie zu retten suchen. Aber, fuhr er nach einer langen Pause wieder fort, ich bin doch noch immer in großer Ungewißheit, ob mich Alwine will oder nicht will. Es ist ja noch gar nicht aus-

gemacht, ob der Herr Bräutigam ein armer Schlucker oder vielleicht ein wirklicher Ehrenmann ist. Ich befinde mich in einer verzweifelten Lage und ich muß darüber Gewißheit haben; — zieht Alwine jenen Mann mir vor, nun, dann gehe ich zu meinem Könige und biete ihm meine Dienste aufs Neue an, und wird sich ja dann wohl eine Kugel finden, die meinem traurigen Dasein ein Ende macht; aber Gewißheit muß ich erst haben, und ich will sie mir auf der Stelle verschaffen. Er setzte sich zu dem Ende an seinen Schreibtisch und schrieb an die Assessorin v. Hagen nachstehende Zeilen:

„Meine theure, verehrte Cousine!

Wo nehme ich Worte her, um meine unverzeihliche Nachlässigkeit bei Ihnen und Ihrer liebenswürdigen Tochter zu entschuldigen. Aber Gott weiß es, in welchem Trubel von Geschäften ich bei

meiner Rückkehr in Lichtenau verwickelt wurde, so daß es mir rein unmöglich wurde, wieder nach Berlin zurück zu reisen, um Sie versprochenermaßen abzuholen. So nahm ich mir von einem Tage zum andern vor, Ihnen zu schreiben, aber auch dies unterblieb, und so kam denn der ungewöhnlich frühe Winter, der allen fernern Aussichten ein Ende machte.“

So weit wäre ich nun, aber nun weiter, ich bin mit dem Schreiben in dieser Art aus der Uebung gekommen; aber es soll, es muß sein, und ich werde mein Heil ferner versuchen.

„Sie müssen meine Nachlässigkeit entschuldigen, meine verehrte Cousine; daß ich nun einmal so bin, hat Ihnen schon das kleine Legat, was Ihnen meine verstorbene Julie ausgesetzt hat, bewiesen, weshalb ich noch tausendmal um

Verzeihung bitte, denn wahrlich! ich beklage diesen Umstand gewiß noch nach Jahren, denn seit der Stunde, wo ich Ihre schöne, Ihre liebenswürdige Tochter, Ihre Alwine, das leibhafte Ebenbild meiner Julie, gesehen, bin ich nicht mehr derselbe. Wenn ich früher zu meinen Freunden und Bekannten, die mich immer, um mich aus meiner melancholischen Lage zu reißen, wieder verheirathen wollten, sagte, es gäbe kein weibliches Wesen mehr auf dieser großen Erde, an der ich Wohlgefallen finden und die mir meine Julie ersetzen könne, so habe ich an Gott und Menschen gefrevelt und muß jetzt vielleicht dafür büßen."

„Ich stehe in diesem Augenblick auf einem verzweifelten Punkte. Unser allergnädigster König hat sich von dem Kaiser Napoleon losgesagt, er wird, ver-

eint mit Oesterreich und Rußland, einen neuen Krieg gegen ihn eröffnen und da wäre es meine Schuldigkeit, mich wieder an die Spitze meines Regiments zu stellen und für die Freiheit des Vaterlandes zu fechten. Ich kann diesem Geschick aber auch entgehen, wenn ich will, denn ich habe 1806 dem Kaiser Napoleon mein Ehrenwort gegeben, nie wieder gegen ihn zu fechten; thue ich es aber dennoch und ich gerathe in seine Gefangenschaft, so werde ich als ein Ehrloser vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen, und das von Gott und Rechts wegen. Mein Schicksal ruhet also jetzt in Ihrer und in Ihrer mir über Alles theuern und liebenswürdigen Tochter Hand. — Ich habe schon gesagt, daß ich an Gott und Menschen gefrevelt, indem ich glaubte, es gäbe kein Weib mehr auf dieser Erde, das

mich fesseln könnte, und kaum habe ich Ihre Tochter gesehen, so ist das Alles vergessen und aufgehoben. Sagen Sie mir, meine theure Cousine, wird Ihre Tochter, die ich seit der Stunde, wo ich sie gesehen, über Alles liebe, verehre und hochschätze, meine Hand, wenn ich sie um die ihrige bitte, nicht zurückweisen und einen Andern mir vorziehen? — Ueberlegen Sie sich diese meine Frage, und antworten Sie mir dann so bald als möglich. Ich werde bis dahin die Stunden, die Minuten zählen, in welchen ich ein Antwortschreiben von Ihnen erwarten darf. — Fällt Ihre Antwort zu meinem Gunsten aus, so mag mein Schwert in seiner Scheide verrosten und werde dann nur leben, um Alwine von Hagen den Himmel auf Erden zu bereiten; ich werde Tag und Nacht darauf sinnen, ihr nur Lust und

Freude zu bereiten. Stillen Sie bald den Kummer

Ihres
Gottlieb v. Nieder itz
auf Lichtenau."

* * *

Wenn ich doch ein Mann wäre, sagte Alwine von Hagen, indem sie mit großer Behaglichkeit eine Tasse Kaffee hinunterschlürfte, ich würde mich schon darum, weil uns der Tyrann, der Napoleon, seit so vielen Jahren den Kaffee und den Zucker so theuer gemacht, jetzt rächen; ich würde Soldat werden und alle seine Franzosen mit dem Bajonett durchbohren.

Felix, der ihr gegenüber saß, konnte über diese ächt mädchenhafte Idee ein Lächeln nicht unterdrücken, die Assessorin aber, die ihm zur Seite saß und es bemerkte, sagte: Alwine hat ganz Recht, wenn man das berechnet, was uns der Kaffee und

Zucker in den vier Jahren mehr als früher gekostet hat, so kommt eine beträchtliche Summe heraus.

Sie hatte kaum ausgeredet, als an die Thür gepocht wurde. Sie sah hinaus. Es war der Briefträger, der ihr einen Brief einhändigte. Ein Brief war hier eine seltene Erscheinung, denn die Assessorin stand mit niemand in Correspondenz. Sie betrachtete die Adresse, die ganz richtig war, und das adeliche Siegel, und ein Nicken mit dem Kopfe gab Alwine, die sie nicht aus den Augen gelassen, zu verstehen, daß sie ahne, von wem der Brief sei, worauf sie sogleich damit in ihr Schlafkabinet ging. Felix, der wohl merkte, daß Alwine eben so neugierig als ihre Mutter war, faßte ihre Hand, drückte einen Kuß darauf, wobei er bemerkte, daß sie heftig zitterte, und empfahl sich.

Zum ersten Male, seit Alwine Felix

kannte, hatte sie ihn nicht so gerne von sich gehen sehen, als diesmal, denn sie empfand seit dem Augenblick, wo sie den Brief gesehen, eine unbeschreibliche Angst, weil sie den Absender, so wie den Inhalt des Briefes ahnete.

Sie hatte sich nicht geirret, denn kaum hatte sie sich wieder ein wenig gesammelt, als die Assessorin mit freudestrahlenden Blicken wieder aus dem Kabinet trat und ihr, da sie bemerkte, daß Felix nicht mehr anwesend war, den Brief mit den Worten: ich habe es ja wohl gesagt, und ich bleibe dabei, daß Du noch die reichste Edelfrau im ganzen Lande werden würdest, überreichte. Da, lies! rief sie, und überzeuge Dich selbst, welch ein Glück deiner harret.

Alwine suchte ihre ganze Fassung zusammenzuraffen und trat dann an's Fenster, um den Brief zu lesen. Der In-

halt war ganz, wie sie sich ihm gedacht, und sie gab ihn der Mutter mit einer sehr betrübten Miene zurück.

„Nun, fragte diese, was soll ich ihm nun als Antwort schreiben?"

Was Sie wollen, liebe Mutter entgegnete Alwine, mir ist es einerlei.

„Sie? fragte die Assessorin, warum nennst du mich Sie, Alwine?"

Weil — weil Sie nicht mehr die mir über alles liebe und theure Mutter sind, die mich sonst so lieb hatte, auf die ich mein ganzes Vertrauen setzte.

Aber, Kind, bedenke doch nur, die Gattin eines Mannes von so hohem Range und mit einem Vermögen von einer Million Thaler zu sein. Ich habe gegen Herrn Felix Werner nichts, er ist ein sehr artiger junger Mann, der auch für seine Verhältnisse hier in großer Achtung steht, der auch viel Geld verdient; aber welch'

ein himmelweiter Unterschied zwischen ihm und dem Baron Obrist von Niederitz, gegen einen Mann, der nur zu befehlen hat, wogegen dieser gehorchen muß.

Das ist allerdings wahr, und wenn der Herr Obrist Ihre Hand begehrt hätte, so fände ich das ganz in der Ordnung; denn so gut wie Sie meine Mutter sind, so könnte er auch mein Vater sein, und ob er nicht noch um zehn Jahre älter ist, als Sie, daran zweifle ich auch nicht. Wenn ich also in sein und Ihr Begehr willigte, so hätte ich spätestens in zehn Jahren die bestimmte Aussicht, Wittwe zu sein. — Nein, liebe Mutter, nur Gleiches mit Gleichem gesellet sich gern.

Aber was soll ich dem Baron auf sein Schreiben antworten?

Was Sie wollen, liebe Mutter, es ist mir ganz gleich. Schreiben Sie ihm er möge selbst kommen und in eigner Per-

son den Brautwerber machen; und das Weitere wird sich dann finden.

Das war der Assessorin schon recht, denn sie glaubte nichts weniger, als daß sich Alwine bis dahin noch eines Bessern besinnen würde. Daran war indeß nicht zu denken, denn Alwine hatte ihren Plan auch schon entworfen, sie wollte selbst an den Obrist schreiben und ihn einen Blick in das Innerste ihres Herzens thun lassen. Felix Werner, der seit längerer Zeit von der Assessorin mit der größten Artigkeit und Aufmerksamkeit war behandelt worden, war bei seinem nächsten Besuche, den er abstattete, über die Kälte und Schroffheit, womit er empfangen wurde, höchst verwundert; allein ein Wink von den Augen seiner geliebten Alwine machte ihm bald begreiflich, daß etwas Besonderes müsse vorgefallen sein, weshalb er seinen Besuch so schnell als möglich beendigte.

Der Brief.

In Berlin war es seit längerer Zeit ungewöhnlich lebhaft. Tausende von Rekruten kamen an, wurden an ihre Regimenter vertheilt, um da mit dem größten Fleiße und mit der größten Eile einexercirt zu werden. Dann sah man jeden Tag noch Massen zerlumpter, abgerissener und verhungerter Krieger von allen möglichen Nationen als Nachzügler aus Rußland in die Heimath zurückkehren. Da sah man Franzosen, Westphalen, Holländer und Italiener. Statt ihrer Waffen, womit sie acht Monate früher hingezogen

waren, trugen sie einen Stock in der Hand, ihre Füße waren mit Lappen und Lumpen bewickelt. Viele hatten ein dickes und ein dünnes Bein, und statt eines Tzschackos oder eines Hutes, hatten sie den Kopf mit einem zerlumpten Tuche umwunden. Noch mehr beklagenswerth war die aschgraue und grüngelbe Farbe ihrer Gesichter, sie trugen alle den Keim des Todes in ihrem Innern. Und diese elenden, bejammernswerthen Krieger, die acht Monate früher im besten Wohlsein, mit frohem, jugendlichem Uebermuth dahinzogen, wurden nicht selten noch von den rohen, unmenschlichen Kosacken verfolgt und attakirt.

Wenn ich die armen unglücklichen Schlachtopfer betrachte, dachte Alwine von Hagen, so blutet mir das Herz, es blutet mir doppelt, wenn ich daran denke, daß ich meinen lieben Onkel, den Obrist

von Niederitz, einer ähnlichen Gefahr preisgeben soll, aber — es geht doch nicht anders, und ich muß es ihm wissen lassen. Sie ergriff hierauf die Feder und schrieb ihm folgende Zeilen:

„Mein hochverehrter Herr Onkel!

Der glücklichste Tag meines Lebens war unstreitig derjenige, an welchem Sie zum ersten Male in unserer bescheidenen Wohnung erschienen und sich als unsern nächsten Verwandten kundgaben. Von der zartesten Jugend auf hatte ich mit der Mutter so einsam und verlassen allein dagestanden, und plötzlich erschien ein Mann, mit allen Vorzügen des Lebens begabt, an Geist und Körper emporragend, und vermöge seiner hohen Stellung in der Gesellschaft, einflußreich, reich an irdischen Gütern; ich muß es noch einmal sagen, es war der glücklichste Tag meines Lebens. Dazu kam

noch, daß Sie in meiner geringen Person eine Aehnlichkeit mit Ihrer verstorbenen Julie fanden, und da ich Ihnen den feinsten Geschmack zugestehen muß, so schmeichelte das meiner Eitelkeit. Ich darf auch den Punkt, indem Sie meiner Mutter auf eine so feine Weise ein Geschenk von 10,000 Thalern gemacht, nicht unberührt lassen; es ist in unsern Verhältnissen eine große Summe, wofür wir Ihnen lebenslänglich dankbar bleiben werden. Sie sind ein ganz vortrefflicher Mann, der meine höchste Achtung und meine innigste Liebe als Onkel verdient, daß Sie aber in Ihrem Schreiben an die Mutter gewissermaßen um meine Hand anhalten, das finde ich unrecht, denn auf jedem Fall haben Sie mich damit doch nur zum Besten, und das habe ich doch nicht um Sie verdient."

„Als an jenem Tage in unserer Nachbarschaft Feuer ausbrach und ein junger Mann in unser Zimmer trat, da sagte ich Ihnen auf Ihre Frage, es sei mein Bräutigam, und ich sagte Ihnen damit keine Unwahrheit. Herr Felix ist ein junger Künstler, ein Musiker, der sowohl durch seine Kunst, wie durch sein feines Betragen in den hohen und höchsten Häusern Zutritt hat, und nicht selten bei dem Staatskanzler, so wie bei den Herren Ministern zu Tische eingeladen wird, der sich seine Stunden sehr theuer bezahlen läßt. Er ist zwar kein Millionair, er besitzt kein Landgut, aber er ist nicht ohne Vermögen, und dasselbe vermehrt sich mit jedem Monat, mit jedem Jahr. Sie kennen vermuthlich die alte Gräfin Rosenhain, die schon seit einem Jahr zu Bett liegt; dieser alten Dame spielt er jeden Tag, den

Sonntag nicht ausgenommen, auf ihrem kostbaren Instrument eine Stunde vor und erhält für jede Stunde einen Dukaten. Im Laufe des Winters hat er zwei Conzerte gegeben, die ihm einen reinen Ueberschuß von eilfhundert Thalern eingetragen haben."

„Sie sehen hieraus, mein geliebter Onkel, daß mein Bräutigam, wenn ihm Gott Leben und Gesundheit schenkt, in zehn Jahren so viel erübrigt haben kann, daß wir ohne Sorgen leben können. Wir haben uns gegenseitig Liebe und Treue bis in den Tod geschworen, und mein Entschluß ist, diesen Eid unerschütterlich zu halten."

„Ich habe Ihnen hiernach nichts mehr zu sagen, als Sie um Ihre fernere Freundschaft und Gewogenheit zu bitten, und ich bin überzeugt, mein theurer Onkel, daß ich bald von Ihnen ein

Schreiben erhalten werde, worin Sie mir Glück wünschen. — So eben trifft hier die Nachricht ein, daß die Generale York und Bülow, der Erste mit 15,000 Mann und der Zweite mit 24,000 Mann in die Thore von Berlin eingerückt sind; ich denke, die werden unserm gemeinschaftlichen Feinde, dem Kaiser Napoleon, das fernere Kriegführen wohl auf immer und ewig verleiden."

Alwine las noch einmal, was sie geschrieben hatte, und sie fand es für gut. Auf diese Weise, sagte sie sich, kann er mir nicht böse werden, er wird unser Freund bleiben, und ich werde vielleicht später noch einmal seine Miterbin, und wenn das auch nicht ist, so sind wir jetzt schon reich genug, um vor der Zukunft nicht zu zittern. Sie siegelte ihren Brief und trug ihn selbst auf die Post.

Der Obrist stand an seinem Eckfenster,

von wo aus er mit einem Glase in weiter Ferne nach Westen hinauf einen dunkeln Punkt erblickte, und dieser Punkt war die königliche Residenz Dresden. Nach Norden hin war eine ziemlich flache Gegend, nur zur Linken lag eine waldige Gebirgsgegend, und an dieser ein Städtchen, von woher er an jedem Morgen die Zeitungen durch einen Boten holen ließ. Er hatte aber auch schon einen Tag früher seinen Haushofmeister in die Gegend nach Dresden hinauf geschickt, um Nachrichten über den politischen Stand der Dinge, die ihm die Zeitungen nicht berichteten, einzuziehen; beide erwartete er mit Ungeduld.

Der Zeitungsbote kehrte zuerst zurück und brachte, außer den Lügenblättern, noch einen feinen Brief, von einer zierlichen Frauenhand geschrieben, mit. — Der Bote hatte das Zimmer schon längst wieder ver-

lassen, als der Obrist noch immer dastand und in einer Hand den Brief und in der andern die Zeitungen hielt. Er war noch immer unentschlossen, welches von beiden er zuerst lesen sollte; endlich, nach langem Ueberlegen, gab er dem Briefe den Vorzug. Nachdem er einige Zeilen gelesen, erheiterten sich seine Züge zusehens, und er sagte: ei, ei, das klingt ja ganz vortrefflich, ich dachte es mir gleich, daß es so kommen würde, und hätte ich mich damals nicht durch die Paar Worte abschrecken lassen, sie könnte schon längst mein sein, ich hätte diesen langen traurigen Winter entweder hier oder in Berlin in Freude und Wonne verleben können. — Er las weiter; aber, so wie sich sein Gesicht zu Anfang erheitert hatte, so verfinsterte es sich bei Lesung jeder Zeile. Als er zu Ende war und den Brief in sein Büreau gelegt hatte, sagte er: das

hatte ich doch nicht erwartet, und doch, wenn ich es von allen Seiten betrachte, und an den Fluch, der vielleicht auf mir ruhet, denke, so hatte ich ja weiter nichts zu erwarten. — Ein Glück, fuhr er nach einer Pause fort, daß sie meine Werbung für einen Scherz nimmt, ich sehe daraus, daß sie eben so klug ist, als sie schön und liebenswürdig ist. Wäre sie boshaft, sie hätte mir ganz andere Worte schreiben können, aber sie will mich zum Freunde behalten und das ist eine Klugheit, wofür ich sie loben muß. — Ich werde auf dies Schreiben antworten, fuhr er nach einer abermaligen Pause fort, ich werde ihr sagen, daß meine Bewerbung um ihre Hand kein bloßer Scherz gewesen sei, den ich mir nicht erlaubt haben würde, sondern, daß ich ihre Antwort auf meine damalige Frage für nichs weiter, als einen Scherz gehalten hätte; da es jedoch

eine so ernste Wahrheit sei, ich ihr dazu Glück und Segen wünschen und das Schreiben mit hundert Friedrichsd'or zum Brautkleide begleiten. — Ich habe mich dann mit Ehren zurückgezogen und brauche vor dem jungen Mädchen, wenn uns der Zufall noch einmal im Leben wieder zusammenführen sollte, doch nicht zu erröthen.

Es war ein Traum, ein schöner Traum, fuhr er nach einer langen Zeit, in welcher er in seinem Zimmer auf- und abgegangen war, in seinen Betrachtungen fort, und das Erwachen hätte ich mir vorher denken können. Mir hat das Glück im Leben nur einmal eine kurze Zeit gelächelt, um mich dafür später um so viel schmerzlicher leiden zu lassen. Jetzt ist alles dahin, und ich wünsche nichts sehnlicher, als daß eine Kugel meinem freudenlosen Leben ein Ende machen möchte.

Aber diese Kugel muß von Feindes Hand kommen, ich will auf dem Bett der Ehre sterben, und dazu finde ich jetzt die schönste Gelegenheit. Morgen reise ich nach Berlin und stelle mich meinem Könige vor, er wird einen alten Krieger schon zu placiren wissen.

Nachdem er wieder eine Weile, mit sich und seinem Schicksal hadernd, auf- und abgegangen war, klopfte Jemand rasch an seine Thür und trat auch gleich darauf ein. Es war ein Mann in der Mitte der vierziger Jahre, er war groß und stark von Körperbau, seine Gesichtsfarbe war bräunlich und sein Anzug halb bürgerlich und halb bäuerlich. An seinen Stiefeln trug er Sporen und in der Hand eine Reitpeitsche. Es war der Haushofmeister und Administrator auf Lichtenau.

Nun, mein lieber Walter! rief der

Obrist, was bringen Sie mir für Nachrichten?

Die erfreulichsten von der Welt. In der Gegend von Dresden bis Meißen, in dem freundlichen Elbthale, geht alles drunter und drüber. Es ist dort eine unabsehbare Menschenmasse versammelt. Dort findet man den General York mit 15,000 Mann, Bülow mit 24,000 Mann, und Sacken mit 10,000, die sich, wenn es Noth thut, vereinigen werden, um den Marschällen Napoleons, Davoust und Ney, zum Todestanz aufzuspielen.

Sie sind ein braver Patriot, mein lieber Walter, das weiß ich, sagte hierauf der Obrist, aber Sie sind kein Soldat. Glauben Sie ja nicht, daß mit den beiden Marschällen, die Sie da nannten, so leichtes Spiel ist, der Eine ist so tapfer und so kriegserfahren, wie der Andere. Ehe sich diese Männer, die man selbst als

seine Feinde ehren und achten muß, ergeben, da muß es Pech und Schwefel vom Himmel regnen und die Erde muß sich aufthun, um sie in Wasser zu ertränken.

Ha! rief da Walter, Sie sollten nur einmal unsere wuth- und racheschnaubenden Preußen und die nicht minder exaltirten Russen sehen, dann würden Sie mir gewiß beipflichten. Warum hätte denn der nichtswürdige Davoust die schöne Elbbrücke bei Meißen niedergebrannt, und von der kostbaren Brücke bei Dresden zwei Bogen in die Luft gesprengt.

Das ist freilich ein Verlust, aber der Marschall mag seine Gründe dazu haben.

Ich will sie Ihnen sagen, er hat Manschetten, er will sich erst mit dem Vicekönig und seinem Corps vereinigen, denn die Preußen und die Russen folgen ihm auf dem Fuße, nun aber müssen sie Halt

machen, weil sie nicht so schnell über den Strom können.

Waren Sie in Dresden?

Drei volle Stunden, länger konnt ichs aber in der schönen Stadt nicht aushalten, denn es ist eine Schande, daß der König von Sachsen und der von Baiern es noch immer mit ihrem Unterdrücker halten.

Beruhigen Sie sich darüber, Walter, der Apfel muß erst seine völlige Reife erlangt haben, wenn er schmecken soll. Der König von Sachsen mag seine Gründe haben, warum er ihm noch treu bleibt; aber die Zeit wird kommen.

Nun will ich es zu Gott hoffen; aber, fuhr er fort, und sein ernstes Gesicht erheiterte sich merklich, eine Freude habe ich doch gehabt. Ein Corps von etwa achthundert Mann Kosacken, das auf der Straße von Wittenberg daher kam, hat

den Baiern eine Lection gegeben. Wenn man diese Kerle noch nicht gesehen hat, so muß man lachen. Der Eine hat einen eselsgrauen Ueberwurf oder Mantel, der Andere einen blauen und der Dritte einen grünen, der aber eigentlich gar keine Farbe mehr hat; eben so ist es mit ihrer Kopfbedeckung, der Eine hat einen Hut, der Andere eine Mütze und der Dritte hat gar nur einen alten schmutzigen Lappen um seinen Kopf gewickelt. Eben so ist es mit ihren Pferden. Wer so ein Thier zum ersten Male sieht, würde, wenn es ihm feil geboten würde, keinen Thaler dafür geben; aber wenn es an's Laufen geht, ich sage Ihnen, Herr Obrist, da ist Ihr schöner Brauner ein Kind dagegen. Nun hat das Thier an seinem herabhängenden Kopfe weder Trense noch Stange noch Zaum, ein alter Strick versieht Alles. Dann haben diese Kerle statt

des Sattels ein weiches, rundes Kissen, das ihnen bei ihrer Habgier zugleich als Aufenthalt für die gemachte Beute dient. Ihre Waffe besteht in einer langen Lanze, die vermittelst eines Lederriemens am Arme befestigt ist und am Ende in einem Schuh am Steigbügel hängt; sie haben aber auch einen Säbel und ein Paar Pistolen.

Die Baiern lagen außerhalb der Stadt im Bivouak, fuhr Walter fort, und die Kosacken waren von ihren Vorposten früh genug angemeldet, aber ich sage Ihnen, wie ein Vogel in der Luft waren die Kerle zur Stelle, und ehe sich die Baiern rüsten und eine Linie formiren konnten, hatte schon jeder Kosack seine Lanze in die Brust eines Baiern gerannt, und ehe die Baiern schußfertig waren, wälzten sich wenigstens schon sechszehn Hundert Mann in ihrem Blute, und in demselben Fluge, wie sie gekommen, machten die Kosacken

links um und waren in wenig Minuten verschwunden.

Ich weiß es, entgegnete hierauf der Obrist, es ist so die Art dieser wilden Völker, Krieg zu führen; sie sind eigentlich mehr Räuber, als Soldaten. Nun aber hören Sie, Walter, was ich Ihnen noch zu sagen habe. Ich habe beschlossen, in einigen Tagen nach Berlin zu reisen und wieder Dienste zu nehmen.

Was? unterbrach ihn da rasch der Administrator, so rasch haben Sie Ihren frühern Entschluß geändert?

Ja, ich muß mich schämen, hier so auf der Bärenhaut zu liegen, während das ganze Land aufsteht, sich um seinen König versammelt und für die Befreiung des Vaterlandes Gut und Blut opfert. Wenn Sie sich also einige Stunden ausgeruhet, dann lassen Sie einen Kutschwagen anspannen und fahren Sie nach

M. und holen Sie mir den Notar Streichmann, damit ich mit ihm mein Testament mache, und wenn ich mit Allem zu Stande bin, dann begleiten Sie mich zu Wagen nach Berlin, damit ich das vorhandene baare Geld dort einem Banquier übergebe. Die Wechsel, die ich dafür in Empfang nehme, vertraue ich Ihnen an, Sie werden selbige nebst dem Gold- und Silberzeug in dem eisernen Kasten in dem kleinen Thurmgewölbe verwahren. In meinem Testamente werde ich Sie so stellen, daß Sie nach meinem Tode unabhängig leben können. Sollte sich der Kriegsschauplatz bis hierher ziehen, woran ich nicht zweifle, so geben Sie nur geduldig Alles preis, das ganze Schloß mit Allem, was sich — außer in dem kleinen Thurmgewölbe, ein Ort, der nicht so leicht gefunden wird, — darin befindet; sorgen Sie nur dafür, wenn's möglich ist, daß kein

Feuer ausbricht und das ganze Schloß nicht in Flammen aufgeht; denn es ist eben so wahrscheinlich, daß ich gesund und wohlbehalten zurückkehre, als daß ich auf dem Schlachtfelde bleibe.

In das Auge dieses ernsten Mannes stahl sich eine Thräne, die er nicht verbergen konnte; aber, sagte er nach einer Weile: Sie sagten mir ja vor längerer Zeit einmal selbst, daß Sie —

Ich weiß schon, was Sie sagen wollen, unterbrach ihn der Obrist, allein Umstände ändern die Sache; es muß sein.

Der Administrator schüttelte den Kopf. Da muß doch etwas ganz Besonderes vorgefallen sein, dachte er, daß der Herr so plötzlich seine Ansichten geändert hat; und er schickte sich an, das Zimmer zu verlassen.

Wer ist denn das, der da auf dem

elenden Pferde in den Schloßhof reitet? fragte da der Obrist.

Wahrlich! rief da der Administrator, das Thier ist doch noch viel schlechter, als das elendeste Kosackenpferd; ich werde nachsehen. Er war noch auf der Treppe, als ihm ein gewandter junger Mann entgegen trat und sich nach dem Zimmer des Herrn Obrist Baron von Niederitz erkundigte. Walter wollte ihn erst examiniren, allein der Fremde schob ihn bei Seite, indem er sagte: Halten Sie mich nicht auf, ich nenne mich auch Baron von Niederitz.

So, so, sagte da der Administrator, der sich wohl erinnerte, daß der Obrist noch Verwandte hatte, da haben Sie nur die Güte, in jenes Eckzimmer zu treten, dort befindet sich der Obrist ganz allein.

Der Obrist, der schon gehört hatte, was vorgegangen war, machte zwar ein

verdrüßliches Gesicht, denn er konnte sich schon denken, was dieser junge Mann wollte, er wußte schon, daß die drei Söhne vom Bruder seines verstorbenen Vaters auf seinen Tod und auf das reiche Erbe warteten, aber er öffnete dennoch die Thür und hieß ihn freundlich willkommen.

Mein verehrter Cousin! rief der junge Mann, es ist mir sehr angenehm, Ihre Bekanntschaft zu machen, und beklage nichts mehr, als daß es nicht schon viel früher geschehen ist. Mein ältester Bruder, der Forstmeister Julius von Niederitz, und mein zweiter Bruder, der Criminalrath Matthias von Niederitz, lassen sich Ihnen bestens empfehlen, und ich, der Referendar Albert, habe die Ehre, mich Ihnen in eigner Person vorzustellen.

Und Ihr Vater? fragte der Obrist, von ihm haben Sie nichts zu sagen?

Der Vater ist vor drei Monaten mit Tode abgegangen.

Und hat Ihnen ein hübsches Vermögen hinterlassen?

Es hat gerade hingereicht, um seine Schulden zu decken.

Ist es möglich! wo ist aber das große Vermögen geblieben?

Die Kinder haben kein Recht, die Schwächen und Mängel der Eltern zu bekritteln; allein wie ich Ihnen sage, als seine hinterlassenen Schulden bezahlt waren, da ging alles Null für Null auf.

Das ist stark, sagte hierauf der Obrist; aber wie kommt es, fragte er dann, daß Sie, doch vermuthlich noch ledig und los, keine Militairdienste genommen haben?

Ich trage ein unsichtbares Gebrechen an mir und bin deshalb untauglich.

Sie wollen die richterliche Carrière einschlagen?

So war es meine Meinung; allein ehe ich dahin gelange, möchten noch mehrere Jahre vergehen, und das Leben, bei aller Einschränkung, kostet doch immer etwas.

Der Obrist ging einige Male in seinem Zimmer auf und ab, und überlegte, was da zu machen sei. Es ist mein nächster Verwandter, sagte er sich, unsere Väter waren Brüder, ich darf ihn wohl nicht verlassen; und er fragte ihn, wie viel gebrauchen Sie denn wohl bis zu der Zeit, wo Sie auf eine Anstellung und einen Gehalt rechnen dürfen?

Etwa sechshundert Thaler.

Für die ganze Zeit, oder jährlich?

Nun, unter sechshundert Thalern kann man doch als Baron von Niederitz wohl nicht gut leben.

Freilich, freilich, sagte der Obrist, indem er sich auf die Lippen biß und hastig

auf- und abging. Gebrauchten Sie früher mit ihren Brüdern auch so viel?

Ich habe es nie berechnet oder angeschrieben, ich glaube es aber wohl; wenn nicht mehr, weniger bestimmt nicht.

Dann wundere ich mich nicht, wenn Ihr Vater kein Vermögen hinterlassen hat. — Da ich morgen nach Berlin reise und mich wieder an die Spitze meines Bataillons stellen will, so muß ich Sie bitten, wenn Sie mir etwas Besonderes zu sagen haben, sich kurz zu fassen, indem ich noch gar viele Vorkehrungen zu treffen habe.

Wie? Sie wollen wieder in den Krieg ziehen?

Wie ich Ihnen so eben sagte.

Aber haben Sie denn schon ein Testament gemacht? Ich bin Jurist und weiß, wie nöthig das ist.

Bei mir wird es nicht so nöthig sein,

entgegnete der Obrist, der sich schon über den jungen Mann geärgert hatte, ich hinterlasse ja nur Sie und Ihre beiden Brüder, Sie werden sich in mein Hab und Gut theilen.

Sie denken sehr gütig gegen uns; indeß, ein Testament ist doch immer besser, es treten da Fälle ein, woran oft kein Mensch gedacht; es finden sich da Erben, von denen bis dahin Niemand wußte, und darum möchte ich Sie doch bitten, sich dieser kleinen Mühe zu unterziehen.

Ich sage Ihnen, es ist nicht nöthig. So wie Sie erfahren, daß ich in irgend einer Schlacht gefallen bin, so treten Sie herzu und nehmen mein ganzes Besitzthum in Empfang. Der Mann, der Ihnen da auf der Treppe begegnete, ist mein Administrator, er ist von Allem unterrichtet und in all' meine kleinen Geheimnisse eingeweihet; er hat meine Wechsel,

mein Gold und Silber in seiner Verwahrung und ist der ehrlichste und redlichste Mann, den es nur geben kann.

Ich setze durchaus kein Mißtrauen in die Redlichkeit des Mannes, den Sie mir da bezeichnen, allein es muß doch da eine Gränze sein, Ihr Administrator könnte ja sonst wie ein zweiter Erblasser betrachtet werden.

Darin haben Sie nicht ganz unrecht, ich werde deshalb mit eigner Hand meinen letzten Willen aufsetzen, und sollen Sie denselben, mit meinem Petschaft versiegelt, hier in diesem Schranke, in dieser Schieblade, finden.

Warum wollten Sie sich der Mühe selbst unterziehen, da ich gerade hier bin? Sie dürfen ja nur dictiren und ich schreibe. Selbst ein Fehler in der Form kann schon zu mancherlei Unannehmlichkeiten führen.

Ich werde mich der Deutlichkeit befleißigen, entgegnete hierauf der Obrist, dem es Vergnügen machte, den jungen Verschwender ein wenig zu necken, so daß gar kein Zweifel obwalten kann, daß nur die drei Brüder des verstorbenen Legationsrath Baron von Niederitz meine Universalerben sind.

Eine Zeit, die wir als noch lange hinaus geschoben betrachten wollen.

Wie es der da oben über uns beschlossen hat, so wird es kommen.

Möchte dich doch die erste Kugel treffen, dachte der Referendar, ich werde schon ein wachsames Auge und meine geheimen Agenten selbst in der Schlacht haben. — Um Sie heute nicht weiter zu belästigen, Cousin, sagte er dann, so erlauben Sie mir wohl, daß ich dieses reizende Besitzthum mir heute ein wenig beschaue.

Thuen Sie das, betrachten Sie sich

schon im Voraus als den künftigen Eigenthümer, denn ich habe meine geheime Ahnung, daß ich nie wieder hierher zurückkehren werde.

Die Freude dieses jungen Mannes war so groß, daß er sie nur mit Mühe unterdrücken konnte, er drückte dem Obrist die Hand, stellte sich, als ob er weine, und rannte dann eilig fort.

Der Obrist sah ihm so lange nach, als er ihn sehen konnte, und er wußte nicht, ob er sich darüber freuen oder betrüben sollte, denn so viel war gewiß, daß Niemand mehr, als dieser, seinen Tod so bald als möglich herbeiwünschte, und es war ihm jetzt in mehrfacher Hinsicht lieb, daß er einen Notar bestellt hatte; allein das Testament, was er jetzt aufsetzen ließ, war ein ganz anderes, als es zwölf Stunden früher würde geworden sein.

Felix Werner als Grenadier.

Die Assessorin von Hagen und ihre Tochter Alwine saßen in ängstlicher Spannung, jede von ihnen ihren Gedanken nachhängend, und beschäftigten sich mit weiblicher Arbeit. In ganz Berlin herrschte aber ebenfalls eine dumpfe, ängstliche Stille, denn so wie man mit Bestimmtheit wußte, so war ein Corps von 14,000 Mann Franzosen von Dresden aus gegen die Haupt- und Residenzstadt in Anmarsch, und war zu vermuthen, daß es in der Stadt zu blutigen Händeln kommen könnte. Wenn es zu einer Plünderung kommen sollte,

dachte die Assessorin, man kann es nicht wissen, der Kaiser der Franzosen ist seit der Zeit, wo unser gnädigster König sich von ihm losgesagt, gewaltig erbittert, und sie stand rasch auf, ging vor ihr Büreau, nahm ihre Wechsel, schlug sie noch in ein besonderes Papier und verbarg sie in ihrem Busen. Wenn es zu einer Plünderung kommen sollte, dachte Alwine, wie wird es da um meine schönen Kleider, um meine prachtvollen Umschlagetücher, um meine Shawls und um mein Silberzeug stehen, ich weiß es nirgends zu verbergen.

Indem Beide noch dasaßen und ihren Gedanken nachhingen, übergab der Briefträger einen Brief und hundert Friedrichsd'or an Fräulein Alwine von Hagen.

Mutter und Tochter sahen sich eine Weile mit Verwunderung an, Alwinens Herz aber schlug gewaltig, denn sie er-

kannte die Handschrift und ahnete für sich eine schlimme Stunde.

„Das ist ja sonderbar, sagte die Assessorin, warum schreibt denn mein Onkel an Dich?"

Ich weiß es nicht, sagte Alwine, brechen wir den Brief, er wird uns Aufschluß geben.

„Meine scharmante, meine liebenswürdige Alwine, schrieb der Obrist. Ich habe mein Schicksal von allen Seiten betrachtet, und gefunden, daß mir kein anderer Weg übrig bleibt, als gegen meinen Todfeind, den Kaiser Napoleon, noch einmal das Schwert zu ergreifen und seinen oder meinen Untergang befördern zu helfen. Ich habe nur noch mein Testament aufsetzen zu lassen, und sobald ich damit zu Stande bin, gehe ich zur Armee. Wie ich erfahren, so

sind Sie eine glückliche Braut, wozu ich Ihnen von Herzen Glück wünsche."

Er hat erfahren? unterbrach die Assessorin ihre Tochter, durch wen kann er denn erfahren haben, daß Du eine Närrin bist, daß ist mir ja auffallend. — Ich weiß es abermals nicht, liebe Mutter, entgegnete Alwine mit weit leichterm Herzen, als eine Minute früher; denn ein schöneres Antwortschreiben hätte er wohl nicht abfassen können.

Er will also wieder in den Krieg? fragte die Assessorin sich selbst, er will aber zuvor erst sein Testament machen? Nun, das hat auch sein Gutes, und indem er das gegen uns erwähnt, so werden wir darin auch nicht übergangen werden. Was schreibt er Dir denn noch weiter?

Nur noch einige Worte. Die beigehenden hundert Friedrichsd'or verehrt er

mir zum Brautkleide, und wenn er glücklich aus diesem Feldzuge zurückkehrt, dann sollen wir mehr von ihm hören.

Der Assessorin war das alles nicht recht, sie hatte sich bisher noch immer mit dem Gedanken geschmeichelt, ihre Tochter als die Gattin dieses reichen, hochstehenden Mannes zu sehen, und nun war es mit einem Male nichts. Sie wollte in ihrem Verdruß so eben das Zimmer verlassen, als abermals gepocht wurde und gleich darauf ein schmucker Grenadier eintrat, der mit seiner hohen Bärenmütze die ganze Höhe der Thür füllte. Der junge Mann hatte ein vornehm-blasses Gesicht, aber schöne, rothe Lippen, einen Mund voll blendend weißer Zähne, und war in der nagelneuen Uniform, die ihm wie an den Leib gegossen war, einer jungen Tanne zu vergleichen. Mutter und Tochter standen einen Augenblick sprachlos da und konnten

nicht begreifen, was dieser junge Soldat bei ihnen zu suchen habe; aber es war nur ein Augenblick, dann flog Alwine mit einem lauten Schrei in seine Arme, an seine Brust. „Felix! rief sie, mein geliebter Freund, was haben Sie gethan. Um Gottes Willen, warum sind Sie Soldat geworden?"

Was Tausende und abermals Tausende gethan, dem konnte ich auch nicht länger widerstehen, auch ich will mein Blut dabei zum Opfer bringen, den Thron des Königs zu befestigen und das Land von seinem Unterdrücker zu befreien. Ich bin indeß schon seit vier Wochen Soldat. Schon seit vier Wochen wohne ich den Exerzierübungen bei, ich wollte mich Ihnen nur nicht in der schlechten Uniform zeigen, schon seit vier Wochen — er öffnete die Thür noch einmal, und erfaßte mit seiner Linken sein Gewehr — übe ich mich

jeden Tag eine Stunde, aus diesem meinem eigenen Gewehre zu schießen, und ich parire auf hundert Schritt, eine Taube damit nicht zu verfehlen. Um zwei Uhr Nachmittags marschirt unser Bataillon aus und um fünf Uhr stehen wir vielleicht schon vor dem Feinde!

Großer Gott! rief Alwine, wenn Sie fallen, wenn ich Sie nicht wiedersehe — ich ertrage den Gedanken nicht; und die hellen Thränen rannten ihr über die Wangen.

Dann sehen wir uns dort wieder, sagte Felix, indem er mit seiner Rechten nach oben zeigte; aber mein letzter Gedanke wird Alwine sein, mein letztes Gebet um Trost für meine theure Alwine den Höchsten anzuflehen, denn so treu hat noch kein Herz geliebt, als das meine. Da die Minuten mir indeß zugezählt sind, so vernehmen Sie meine letzte Bitte:

Hier übergebe ich Ihnen den Wechsel über die 2000 Thaler von Herrn Abraham Levi, und hier habe ich noch funfzehn Hundert Thaler in Golde. Bewahren Sie mir dieselben auf, und kehre ich nicht zurück, so erzeigen Sie mir die Ehre, es als ein kleines Erbe von mir anzunehmen, meine Mutter bedarf dessen nicht mehr, ich habe für sie gesorgt.

Es entstand eine kurze Pause, in der man Mutter und Tochter laut schluchzen hörte, dann aber fuhr Felix fort: Der französische General Oudinot ist mit achtzig Tausend Mann Franzosen, Baiern, Württembergern und Sachsen nur noch etwa fünf Meilen von Berlin entfernt. Es soll ihm zwar unter Bernadotte auch ein starkes Heer an Schweden, Russen und Preußen unter Tauenzien entgegenstehen, da man aber noch immer um Verstärkung bittet, so muß es doch wohl nö-

thig sein, und so wollen denn auch wir unser Heil versuchen. — Mein Logis habe ich auf drei Monat im Voraus bezahlt, fuhr er fort, und übergebe Ihnen den Schlüssel dazu. Nun leben Sie wohl, wenn nicht hier, dort sehen wir uns wieder. Noch einmal schloß er Alwine in seine Arme, drückte noch einen Kuß auf ihre Lippen, reichte dann der Assessorin die Hand, wobei er seine Thränen gewaltsam unterdrückte, und eilte dann fort.

Eine Viertelstunde später stand Alwine noch auf derselben Stelle, sie wußte nicht, ob sie wache oder träume, denn sie hatte von diesem außerordentlichen Ereigniß keine Ahnung gehabt, auch nicht die geringste, so geheim hatte Felix alles gehalten.

Die Assessorin, die wir schon als eine ziemlich gleichgültige Frau haben kennen gelernt, der es besonders nur auf Reichthum ankam, hatte sich im Geiste schon

die verschiedenen Summen zusammenaddirt und dachte, wenn auch keiner von Beiden zurückkehrt, so sind wir doch nun so gesetzt, daß wir ein sorgenfreies Leben führen können, und für Alwine, die recht hübsch ist, wird sich schon ein anderer Mann finden, denn der Eine war ihr zu alt, und der Andere, was soll ich es verhehlen, war mir — zu gering.

Mit dem Schlage zwei Uhr marschirte das Grenadier-Bataillon mit klingendem Spiel von Berlin aus und nahm seinen Weg auf Potsdam zu. Kaum waren zwei Stunden des Wegs zurückgelegt, als man schon in weiter Ferne den Kanonendonner hörte, der auf viele dieser jungen Soldaten nicht gerade den besten Eindruck machte, denn auch nicht ein Einziger dieser Helden hatte bis jetzt jemals Pulver gerochen. Felix Werner indeß, der sich schon seit vier Wochen mit seinem ei-

genen Gewehr im Schießen nach einem Ziel geübt hatte, sprach ihnen Muth ein, denn das ganze Bataillon bestand größtentheils aus Freiwilligen, so wie Felix auch einer war. Der Abend war indeß nicht mehr fern, die Sonne berührte so eben den nordwestlichen Saum des Himmels, als das Bataillon auf ein preußisches Regiment stieß, das hier die Reserve bildete.

Die jungen Krieger wurden erkannt und von ihren Kameraden mit einem lauten Jubel empfangen. Sieg oder Tod! riefen sie ihnen zu, das ist hier unser Losungswort. Friedrich Wilhelm steht an unserer Spitze und er wird das Schwert nicht eher in die Scheide stecken, bis der letzte Franzose Deutschlands Boden verlassen hat; drum, wir siegen oder wir sterben.

Felix, so wie all' seine Kameraden, mußte diese Nacht, es war die erste in

seinem Leben, unter freiem Himmel zuzubringen, aber er hatte sich auf diesen Fall mit einem Mantel versehen, der, wie die ganze Uniform, die er sich hatte anmessen lassen, sein Eigenthum war.

Als sich am nächsten Morgen, es war der 23. August, der Saum des östlichen Himmels röthete, da begannen die französischen Kanonen auf's Neue zu donnern. Der General Bertrand stieß mit seiner nicht unbedeutenden Colonne auf den General Tauenzien, der aber alle Angriffe der Franzosen mit Heldenmuth zurückwies.

Später mußte er indeß doch der Uebermacht weichen und sich zurückziehen, aber noch zur rechten Zeit eilte ihm Bülow mit drei Divisionen und achtzig Kanonen zu Hülfe.

Unter diesen drei Divisionen befand sich das junge Grenadier-Bataillon, und Felix hatte das Vergnügen, in der vor-

dersten Linie zu stehen, und die feindlichen Kugeln zuerst in Empfang zu nehmen. Dies schwächte indeß seinen Muth und seine Geistesgegenwart nicht, er hatte einmal beschlossen, unter den Siegern, oder unter den Todten zu sein.

Der erste Angriff des General von Bülow war ein entsetzlicher; Kanonen mit Kartätschen und kleines Gewehrfeuer schmetterten gleich ganze Linien der Franzosen zu Boden. Felix schoß indeß sein Gewehr nicht blindlings los; so wie die Luft den Pulverdampf zerriß, ersah er sich seinen Mann, und er fehlte ihn nur selten. Ein Lieutenant hatte dies bemerkt und machte den General auf diesen sehr hübschen Grenadier aufmerksam, und dieser Augenblick war gerade der, wo Felix einem französischen Major eine Kugel durch den Kopf jagte. Der General lächelte dem

Lieutenant freundlich zu, aber eine längere Zeit war ihm nicht vergönnt.

Der Augenblick war dem General von Bülow günstig; die jungen Soldaten gingen mit einer Begeisterung ins Feuer, wie er es nimmer geglaubt hatte, und ehe Oudinot seine Stellung verbessern konnte, war sein Centrum gesprengt und seine Flanke geworfen. Felix Werner hatte daran seinen Antheil und er war nicht unbemerkt geblieben. Nach einem Verluste von 9000 Todten, Verwundeten und Gefangenen, nebst 30 Kanonen, warf der General sich eilig auf Wittenberg.

Schon auf der Retirade begriffen vertrat Felix noch einem französischen Capitain den Weg zur Flucht. Dieser vertheidigte sich mit dem Degen und Felix sich mit dem Bajonett, aber schon nach einer Minute des Kampfes mußte sich der Capitain ergeben, er war ein Gefangener.

Dieser blutige Kampf hatte bei Groß-Beeren, unweit Potsdam, stattgefunden; und noch heute erblickt man auf der Stelle einen eisernen Obelisk, der zum Andenken des blutigen Tages und der Befreiung von Berlin dort errichtet wurde.

Als mehrere Stunden später ein Ruhepunkt eintrat, fragte der General v. Bülow jenen Lieutenant, wer wohl der hübsche Grenadier, der nicht allein mit seltener Bravour gefochten, der auch mit sicherm Auge auf jeden Schuß seinen Mann genommen und zuletzt noch den Capitain gefangen genommen, wohl sein möchte; es komme ihm vor, als habe er ihn irgendwo schon einmal gesehen. Wenn ich nicht irre, so ist es der berühmte Clavierspieler Werner, entgegnete der Lieutenant, der im Laufe des verflossenen Winters zwei Conzerte gab. Richtig, richtig! rief der General, ich habe ihn im Hardenbergschen

Hause gesehen, er ist also nicht allein ein braver und geschickter Musiker, er ist auch ein muthiger Soldat; man muß ihn im Auge behalten.

Hierauf gab es nur einen einzigen Ruhetag, an dem es unaufhörlich regnete, aber dennoch ging Macdonald den 26. August unter den heftigsten Regenströmen bei Liegnitz über die Katzbach und drängte den General York scharf in die Enge. Aber der greise Feldmarschall Blücher und Bülow eilten ihm zu Hülfe. Da durchaus keine Flinte mehr losging, so mußten sie sich auf die Kanonen und das Bajonett verlassen. Eine Batterie Zwölfpfünder stand zwischen Christianshöhe und Eichholz, während die preußische Infanterie unbemerkt avancirte. Durch eine mörderische Kanonade und einen hitzigen Bajonett-Angriff, wobei sich Felix abermals bemerkbar machte, wurde das französische

Centrum geworfen und verlor über 2000 Gefangene nebst 30 Kanonen. Blücher ließ die Fliehenden eifrig verfolgen, und da bemerkte auch er den tapfern Grenadier, der keinen Pardon gab, der Denjenigen, den er verfolgte, sei es ein Offizier oder ein Gemeiner, entweder gefangen nahm oder ihm das Bajonett durch die Rippen stieß. Aber das Glück war ihm auch günstig. Ein französischer Obrist, der bei dem überall aufgeweichten Erdboden in eine nicht unbedeutende Vertiefung gerathen war und mit aller Anstrengung sein schönes Pferd nicht wieder herausziehen konnte, wurde nach einer kurzen Capitulation sein Gefangener und das schöne Pferd sein Eigenthum.

Der alte Feldmarschall, der in einiger Entfernung Zeuge dieser Handlung war, lachte so recht vergnügt und zog noch an

demselben Tage Erkundigungen über den muthigen Grenadier ein.

Gegen Abend dieses siegreichen Tages ließ der Regen nach, der Himmel klärte sich auf und die Sonne warf noch einige Stunden ihre goldnen Strahlen über die feuchte Erde. Es war ein großer Sieg gewesen: 13,000 Gefangene, 103 Kanonen und 250 Munitionswagen waren in die Hände der Preußen gefallen.

Von dem Orte Wahlstatt, der nicht weit von der Katzbach liegt, erhielt des andern Tags der Feldmarschall Blücher den Titel eines Fürsten von Wahlstatt.

Der neue Fürst glaubte in diesem Augenblick auch etwas thun zu müssen, und er ernannte den tapfern Grenadier Werner zum Sergeanten, allein Felix schlug es aus; er bat, daß man ihn an seinem Platze lassen möge, indem er glaubte, dort wirksamer sein zu können. Der Fürst

fühlte sich dadurch keineswegs beleidigt, im Gegentheil beschloß er, den jungen Grenadier ferner zu beobachten, um ihm vielleicht später die Epauletten verschaffen zu können.

Das geschlagene Corps des Generals Oudinot hatte sich unterdeß bei Wittenberg wieder gesammelt und formirt. Gegen dies zogen den 7. September die Generale Hirschfeld, Bülow und Tauenzien unter Bernadotte. An demselben Tage rückte aber auch der Marschall Ney, dem Napoleon den Oberbefehl ertheilt hatte, mit dem linken Flügel unter Bertrand gegen Jüterbogk, mit dem Centrum unter Ney immer gegen Rohrbeck, und mit dem rechten Flügel unter Oudinot gegen Oesen vor. Es entspann sich ein blutiges Gefecht zwischen Morand und Tauenzien, der Letztere aber hielt sich sehr tapfer, denn er hatte das Grenadier-Ba-

taillon, unter welchem Felix Werner stand, an seiner Seite, und diese jungen Soldaten standen, immer von Felix aufgemuntert, wie die Felsen, unerschütterlich. Endlich, um vier Uhr Nachmittags, erschien Bülow mit drei Brigaden preußischer Reiterei und nun wüthete die Schlacht auf allen Punkten. Bernadotte, der mit seinen Schweden und Russen mit 118 Kanonen aufs Neue heranrückte, gab dem blutigen Tage den Ausschlag. Das Dorf Rohrbeck stand in lichten Flammen, wohinter Ney noch immer Schutz gefunden hatte, sich jetzt aber genöthigt sah, auf den Rückzug zu denken, der bald in eine völlige Flucht überging.

Beim Verfolge der Fliehenden, wobei Felix keiner der Letzten war, gerieth er zwischen zwei französische Husaren, die den muthigen Grenadier während der Schlacht ebenfalls bemerkt hatten, und er gerieth

mit ihnen in ein hitziges Gefecht. Den Einen davon durchbohrte er mit dem Bajonett, allein in demselben Augenblick erhielt er von der Hand des Andern einen Hieb über den linken Arm, der ihn heftig schmerzte, und wahrscheinlich würde er hier sein Grab gefunden haben, wenn ihm nicht einige Kameraden zu Hülfe geeilt wären.

Er wankte zurück und fand in einer halb niedergebrannten Mühle ein Plätzchen, wo er sich niederlegen und seinen Schmerz so lange, bis ihn ein Chirurgus verband und die Wunde für unbedeutend erklärte, verbeißen konnte.

Als am Abend die Generale zusammen waren und sich über den blutigen Tag unterhielten, erkundigte sich auch der General Tauenzien ebenfalls nach dem tapfern Grenadier und erhielt eine Antwort, die sehr zum Ruhme und Lobe dieses

jungen Mannes sprach; er war nun so ziemlich dem ganzen Generalstabe bekannt.

Wie nach der Schlacht bei Dresden, trat nun eine allgemeine Waffenruhe ein, denn Alle waren ermüdet und erschlafft und bedurften einer Erholung.

Der getäuschte Erbe.

Etwa fünf Tage nach diesen blutigen Ereignissen, die so vielen Tausend unschuldigen jungen, hoffnungsvollen Männern das Leben oder doch die geraden Glieder und die Gesundheit gekostet, saß der Administrator Walter an einem milden, freundlichen Abende unter dem Balkon des Schlosses und rauchte seine Abendpfeife. Zu seinen Füßen lag Sultan, der große Kettenhund, dem er Abends die Freiheit zu geben pflegte. Im Innern dieses Mannes schien es sehr unruhig zu sein, er rückte oft unwillig auf seinem

Strohstuhle hin und her, oder biß knirschend auf seine Pfeifenspitze. Nach längerer Zeit knurrte der Hund, es war ein Zeichen, daß ein ihm Bekannter nahete. Walter sah auf und erblickte den Müller, einen seiner guten Freunde.

Die Weiber haben sich schon mit den Kindern schlafen gelegt, rief ihm Walter entgegen, Deine Frau hat der meinigen geholfen, den alten Sauerteig, den der Herr General mit den Seinigen hier hinterlassen hat, wieder zu säubern und zu reinigen.

Ein Glück, wenn's noch etwas zu säubern und zu reinigen giebt, entgegnete der Müller, mich hat der Herr General von Bülow der Mühe überhoben; meine Mühle ist nichts weiter mehr, als ein Schutt- und Aschenhaufen. Gott, was werden wir noch Alles erleben, Napoleon giebt nicht nach, so lange er hundert Mann um sich

sieht, und die Alliirten werden auch nicht weichen wollen.

Deine Mühle wird wieder aufgebauet werden, entgegnete Walter; kann es mein Herr, der Obrist von Niederitz, nicht, so wird es der König oder sonst ein Anderer thun.

Hm, sagte der Müller, warum sollte es denn der Obrist, der mehr Mittel dazu hat, als der König, nicht können.

Wenn er nicht mehr lebt, so kann er auch nicht mehr bauen.

Was? sollte auch er in diesen blutigen Tagen gefallen sein? Hast Du etwa Nachrichten erhalten? es wäre entsetzlich!

Nachrichten eigentlich nicht, und doch eine Nachricht, die mir entsetzlicher ist, als wenn er in einer Schlacht gefallen wäre.

Aber, ich bitte Dich, laß doch hören.

Du weißt, entgegnete hierauf der Administrator, daß unser Herr Obrist nach

der Schlacht bei Jena dem Kaiser Napoleon sein Ehrenwort gegeben, nie wieder gegen ihn zu fechten, und darauf seiner Gefangenschaft ist entlassen worden.

Ja, ja, ich weiß es, er hätte auch zu Hause bleiben sollen, es wäre für uns alle Beide besser gewesen.

Des Menschen Wille ist sein Himmelreich, entgegnete Walter; sein Haß und seine Wuth auf Napoleon waren zu groß, als daß er diese Gelegenheit so ganz in seiner Nähe hätte ruhig mit ansehen können. Nun aber habe ich erfahren, daß vor einigen Tagen ein hoher Staabsoffizier durch ein Kriegsgericht zum Tode verurtheilt und im großen Garten zu Dresden ist erschossen worden.

Und Du glaubst, daß es unser Gutsherr ist?

Ich habe keine Gewißheit darüber, aber

ich habe eine Ahnung und diese ist meistens das Richtige.

Er hätte hier bleiben sollen, es sind der Streiter doch genug, um dem Kaiser Napoleon das Leben sauer zu machen, und zuletzt werden sie doch alle mit blutigen Köpfen heimkehren.

Du hast einen schlechten Glauben.

Aber den richtigen. Es ist eine Täuschung, wenn die Menschen glauben, daß es nach Napoleons Untergange hier in Deutschland besser werden wird, nichts weiter, als eine Täuschung. Laß die großen Herren nur erst einmal wieder auf ihren ererbten Thronen festen Fuß gefaßt haben, dann sollst Du einmal sehen, wie die verschiedenartigsten Bedrückungen wieder losgehen werden. Jetzt haben wir von Paris bis Hamburg nur ein Maaß, ein Gewicht, eine Geldrechnung, eine Prozeßordnung, dann wird jeder wieder den alten

Schlendrian einführen, was ihnen aber von Napoleons Einrichtung vortheilhaft scheint, das werden sie beibehalten.

Du sprichst nicht ohne Eigennutz. Hätte Napoleon Deinen Sohn nicht zum Offizier gemacht, so würdest Du bestimmt anders denken.

Ich dächte, darüber hätte ich mich schon früher gegen Dich ausgesprochen. Die Continentalsperre und die Einquartierung scheint allerdings etwas drückend zu sein; allein wer keinen Kaffee bezahlen kann, braucht ja keinen zu trinken, unsere Voreltern kannten dies Getränk gar nicht und lebten doch glücklich und zufrieden, ja sie wurden sogar steinalt dabei, was jetzt nicht mehr der Fall ist. Um wieder auf den Offizierstand zu kommen. In ganz Deutschland konnte sonst Niemand dazu gelangen, der nicht zum Adel gehörte. Ob das Subject, das dieses Glück hatte, Fähig-

keiten, Talente, Kenntnisse und Muth hatte, danach wurde nicht gefragt, er war von Adel und hatte das Recht, einen alten, gedienten Soldaten, der tausendmal mehr vom Dienste verstand als er, vor die Schienbeine zu treten, und mit dem Degengefäß unter das Kinn zu rennen; so etwas erwirbt Liebe, das haben wir bei Ihnen gesehen, wie die alten verdienstvollen Männer diese Gelbschnäbel in der Tinte sitzen ließen. Unter Napoleon gilt nur der Mann von Verdienst, ob er ein Faßbinder oder ein Schreiber bei einem Advokaten war, das gilt ihm gleich, darum kann er doch Marschall von Frankreich werden, und darum schlägt Napoleon ein Heer von 30,000 Mann mit 20,000, weil jeder Blut und Leben für ihn läßt, und weil jeder die Aussicht hat, Offizier zu werden. — Aber, fuhr er nach einer kurzen Pause fort, die Sache mit unserm Obrist kommt

mir doch bedenklich vor. Durch wen hast Du denn die Nachricht erhalten?

Durch den Wirth zum schwarzen Bock da, und er zeigte mit der Hand nach Osten; er hat sich einige Tage in Dresden aufgehalten und da mancherlei erfahren.

Ha, durch den! rief der Müller, nun, darauf gebe ich nicht viel, der erzählt, wie jeder gute Schenkwirth, seinen Gästen gern etwas Neues, und sollte er es auch selbst erfinden. Hatte er denn den Namen des Offiziers nicht erfahren.

Nein, den eben wußte er nicht.

Nun, dann gieb Dich zufrieden, es sind damals mehrere Offiziere anf ihr Ehrenwort entlassen und ist damit noch nicht gesagt, daß es gerade unser Obrist sein muß. Wie ich gehört, so hat ihn der König an die Spitze eines Jäger- oder Scharfschützenbataillons gestellt, und wenn er in einem Gefecht oder in einer der

verschiedenen Schlachten mit vorgekommen ist, so wird er eine Scharte von den vielen gegen Napoleon gewiß ausgewetzt haben.

Indem sich die beiden Männer noch mit einander unterhielten, fuhr ein schlechter Kutschwagen in den Schloßhof und hielt an. Der Administrator stand auf, ging aber keinen Schritt vorwärts. Eine Minute später stand der Referendar von Niederitz neben dem Wagen und befahl seinem Kutscher, die Pferde auszuspannen und in den Stall zu führen. Da dieser indeß hier keine Hausgelegenheit wußte, so rief der Referendar mit gebieterischer Stimme: Heda! ist denn Niemand hier, was ist das für eine Wirthschaft.

Jetzt glaube ich, sagte da der Administrator leise zum Müller, daß der Wirth zum schwarzen Bock Recht hat, denn dieser da ist ein Herr von Niederitz und

und ein natürlicher Erbe; und laut fragte er dann: mit wem reden Sie denn, mein Herr, und wen habe ich die Ehre in Ihnen zu sehen.

Ich bin der Baron von Niederitz, der Erbe des verstorbenen Obrist von Niederitz.

Wenn die Abenddämmerung nicht schon so stark eingetreten gewesen, so hätte der Referendar sehen können, wie das braunrothe Gesicht dieses Mannes ein wenig blaß geworden wäre. Also, sagte er, Sie glauben gewiß, daß der Herr Obrist in einer Schlacht gefallen und gestorben ist?

Das nicht, entgegnete der Referendar in einem so gleichgültigen Tone, als ob es sich um einen alten Hund, oder um sonst einen geringfügigen Gegenstand handele, er ist vor einigen Tagen auf Befehl des Kaisers Napoleon im großen Garten zu Dresden erschossen.

Ob vor Schreck, oder aus Absicht, der

Administrator hatte sich wieder auf seinen Strohstuhl gesetzt und klopfte seine Pfeife aus.

Ich ersuche Sie demnach, fuhr der Herr von Niederitz fort, mir das große Eckzimmer, welches mein Onkel immer zu bewohnen pflegte, zu öffnen, mir auch seine Wechsel, seine Obligationen, sein Gold- und Silbergeräth und sein baares Geld einzuhändigen.

Ja, ja, das ist ganz natürlich und versteht sich ganz von selbst, aber —

Nun, warum stehen Sie nicht auf, ich finde es sehr unschicklich, daß Sie als ein Untergebener sitzen, während ich vor Ihnen stehe.

Ja, Sie haben Recht, aber der Schreck ist mir so in die Glieder gefahren, daß ich — aber sagen Sie mir doch, mein Herr, wissen Sie denn das so ganz ge-

wiß, daß dem Herrn Obrist ein solches Unglück begegnet ist?

Sie werden doch nicht an meinem Worte zweifeln, das wäre sehr stark.

Erlauben Sie, ich habe von dem Herrn Obrist die gemessensten Befehle, wovon ich um kein Haar breit abweichen darf und auch nicht werde.

Und wie lauten diese?

Daß ich so lange hier Herr und Befehlshaber bin und bleibe, bis ich schwarz auf weiß habe, das heißt auch wohl mit andern Worten: bis Sie mir einen Todtenschein von einer Kirche, oder sonst einer glaubwürdigen Behörde ausgestellt vorzeigen können.

Welche unnütze Weitläufigkeiten, rief der Referendar, ich dächte das Wort eines Baron von Niederitz müßte Ihnen dazu hinreichend sein.

Erlauben Sie, darauf lasse ich heute

noch nicht einmal ein Bund Heu verabfolgen.

Ich habe diese unnützen Reden nun hinlänglich satt und ersuche Sie, mir das erwähnte Zimmer zu öffnen und die genannten Sachen auszuliefern.

Und ich sage Ihnen, daß ich dazu keine Vollmacht habe — gieb 'mal Acht, Gevatter, sagte er dann leise zum Müller, der Herr von Habgier denkt mich in die Enge zu treiben, und ich werde ihm noch heute ins Weite jagen — und also keine Thür aufschließen und Ihnen für keinen Groschen an Werth ausliefern.

O, es giebt Mittel, Sie dazu zu zwingen.

Keine, mein Herr, keine giebt es. Und wenn der Herr Justizminister selbst käme, so würde ich ihm meine Gründe sagen und er würde sie ehren und achten. Demnach muß ich sie bitten, sich

für diese Nacht ein anderes Quartier zu suchen, weil hier kein Platz für Sie ist.

Unverschämter Mensch! rief da der Referendar, mich aus meinem künftigen Eigenthume verdrängen zu wollen, rief er, vor Wuth an allen Gliedern zitternd; und von seiner blinden Wuth verleitet, streckte er seine Hand nach dem Administrator aus, — aber in dem Augenblick sprang Sultan, der große Kettenhund, zu und packte den Uebermüthigen an der Gurgel, daß er vor Angst laut aufschrie.

Sultan! rief da der Administrator, schämst du dich nicht? Glaubst du, ich könnte mit diesem Herrn nicht allein fertig werden? — Matthias! rief er dann, schirre 'mal die Pferde da wieder vor den alten Kutschwagen und fahre ihn' vor das Schloßthor.

Nun, das werde ich Ihnen gedenken, das sollen Sie bitter bereuen.

Ich bin in meinem Rechte, entgegnete der Administrator, ich thue nichts mehr, als meine Schuldigkeit; Sie aber, mein Herr von Habgier, von Niederitz, wollt' ich sagen, Sie thun mir Unrecht, indem Sie mich von meiner Pflichterfüllung ab=leiten wollen. Ich weiß ja nicht einmal mit Zuverlässigkeit, ob Sie Derjenige sind, für den Sie sich ausgeben. Wenn Sie ein so kluger, ein so verständiger Mann sein wollen, als Sie sich einbilden, so hätten Sie andere Vorkehrungen treffen müssen, die einen treuen und redlichen Diener, wie ich es zu sein glaube, über=zeugt hätten, dann wäre es vielleicht möglich gewesen, aber — ich wünsche Ih=nen eine wohlschlafende Nacht.

Aber, zum Teufel! rief da mit einem Male sehr kleinlaut der Referendar, wo soll ich denn in dieser Nacht nun noch hin?

Das ist Ihre Sorge. Hier im Schlosse ist außer dem Eckzimmer des Herrn Obrist kein einziges im Stande. Erst diesen Mittag ist der französische General Bertrand mit noch wenigstens vierzig Offizieren von hier abgezogen, alles liegt noch in der größten Unordnung. Aber zwei Stunden von hier liegt ein Wirthshaus, genannt zum schwarzen Bock, dort finden Sie vielleicht ein Unterkommen.

Und wenn ich es nicht finde?

Da fahren Sie in Ihrer eleganten Equipage weiter.

Der Referendar biß sich auf di Lippen, der Administrator aber drehete sich um und sagte zum Müller: komm, Gevatter, es wird mir hier zu kühl, und damit ging er in seine Stube. Der Referendar, der vor einer halben Stunde schon all' die Kostbarkeiten, die der Obrist hinterlassen hatte, so gut als gewiß in seinem Besitz

zu haben glaubte, der sich schon ausgedacht, im Fall die Sachen nicht specificirt wären, wie er sogar seine beiden ältesten Brüder beeinträchtigen wollte, stand wie ein begossener Pudel da. Endlich ging er langsam eine Stufe nach der andern die breite Treppe hinab, und als er kaum das Thor erreicht hatte, so hörte er, wie der Administrator rief: Matthias, verschließe das Schloßthor, wir bedürfen diesen Abend keine Gäste mehr

Das wird Dir der junge Herr gedenken, sagte der Müller, im Fall es wirklich wahr sein sollte, daß unsern gnädigen Herrn ein solches Unglück betroffen hat.

Ich habe es darauf gewagt, denn der junge Herr hat sich bei seinem ersten Auftreten nicht so ganz zur Zufriedenheit des Herrn Obristen betragen, das habe ich aus einer seiner Aeußerungen wohl vernommen; auch hat er vor seiner Abreise wirklich sein

Testament gemacht und mir gesagt, daß ich so gesetzt werden sollte, daß ich mit ihm zufrieden sein könne. Mag es nun kommen, wie es will, ich bin auf alle Fälle vorbereitet; ehe ich aber von hier weiche, muß ich erst einen Todtenschein gesehen haben, so lautet meine Instruction.

Felix's Wunde, die nur das dicke Fleisch des linken Oberarms verletzt hatte, war nach acht Tagen schon so ziemlich wieder geheilt, und er hatte unterdeß nicht versäumt, mit seiner gesunden rechten Hand nach Berlin an seine geliebte Alwine zu schreiben, und den Brief auf die Feldpost gegeben. Dieser Brief hatte unendlich viel Freude verursacht, selbst die Assessorin, die in ihrem ganzen Betragen sehr wankelmüthig war, hatte sich darüber gefreuet, aber schon acht Tage später kam ein zweiter Brief, der das Entzücken der wankelmüthigen Frau bis zum Himmel erhob. — Felix schrieb

unter Anderm: „meine Wunde ist völlig wieder geheilt, ich verspüre fast gar nichts mehr davon, dagegen ist mir aber ein Glück widerfahren, worüber sich Tausend meiner Kameraden freuen würden, nur ich nicht. Seine Majestät der König von Preußen haben allergnädigst geruhet, mir das Patent als Seconde-Lieutenant zuzusenden, eine Ehre, die bis jetzt nur sehr Wenigen aus dem Bürgerstande zu Theil geworden ist."

Das laß ich mir gefallen, rief die Assessorin in ihrer Freude, nun steht Herr Felix Werner uns gleich, nun braucht man nicht mehr roth zu werden, wenn Jemand fragt: was ist denn der junge Mann? was betreibt er? wovon nährt er sich? all' diese Fragen fallen nun weg, er ist königlich preußischer Lieutenant, das ist genug, er ist Offizier und hat sich diesen Rang durch seine Tapferkeit erworben;

er kann jetzt in jeder adligen Gesellschaft erscheinen. Die Frau war außer sich vor Freuden. Laß doch hören, Alwine, was schreibt er denn sonst noch?

Etwas, das Ihnen nicht gefallen wird, liebe Mutter. Er bedauert, daß er hinfort, im Fall er glücklich zurückkehren sollte, für Geld künftig von seiner Musik, die er nun einmal leidenschaftlich liebt, keinen Gebrauch mehr machen könne.

Weil er ein Narr ist.

Sagen Sie das nicht, liebe Mutter, ein einziges Conzert, wozu er einiger Stunden bedarf, trägt ihm mehr ein, als der ganze Jahrgehalt eines Lieutenants ausmacht.

Dafür ist er aber als Offizier für sein ganzes Leben gesichert.

Nun, entgegnete Alwine, ich muß gestehen, daß ich mich gerade auch nicht darüber betrübe. Mit unserm gegenseitigen

Vermögen bringen wir fünfzehntausend Thaler zusammen, das giebt ganz hübsche Zinsen, wir werden mit Deiner Pension recht hübsch davon leben, und wenn meinem Felix das Glück ferner günstig, so kann er ja noch mehr werden; denn das ist nun einmal nicht zu leugnen, mein Felix ist ein Schooßkind des Glücks; und dann der Onkel, liebe Mutter, wenn auch er glücklich zurückkehrt, er ist mir gewogen, wer kann wissen, was uns dann von seinem Reichthum noch zu Theil werden kann. — Nun werde ich aber auf der Stelle wieder an Felix schreiben, vielleicht trifft mein Brief ihn noch in Meißen, wo er gegenwärtig liegt, und ihm meine Gratulation abstatten; mit einem seligen Lächeln ergriff sie die Feder, um ihren zärtlichsten Gefühlen Worte zu geben.

Die Schlacht bei Leipzig.

Wenn es dem Kaiser Napoleon, dem größten Manne seines Jahrhunderts, dem Manne, der ein eben so großer Staatsmann, als er ein Kriegsheld war, dessen weitumfassende Talente seine Mitwelt nicht erkannte oder nicht erkennen wollte, bisher nicht gelungen war, die Heereshaufen der Verbündeten einzeln zu schlagen, so kam das daher, weil sie niemals Stand hielten, sobald er sich in eigner Person zeigte; es war eine Furcht sowohl vor seinem Talente, wie vor seinem Kriegsglück. All die Versuche, die

er bis um die Mitte des Octobers 1813 machte, um die Verluste zu ersetzen, schlugen wegen der allzu großen Uebermacht der Feinde meistens ungünstig aus. Oesterreich war abgefallen, und statt mit ihm zu sein, war es gegen ihn. Schon am 23. September ging ein sächsisches Bataillon zu den Preußen über und am 1. October nahm Czernitschew die Hauptstadt Cassel ein und erklärte das Königreich Westphalen für aufgelöst.

Von diesem Tage an zogen unzählige Völkerschaaren in die Gegend von Leipzig hin, Völkerschaaren, die mindestens zwölf verschiedene Sprachen redeten, waren hier gegen Napoleon versammelt.

Unermeßliches
Geschütz war aufgebracht von allen Enden
Und wie der Bienen dunkele Geschwader
Den Korb umschwärmen in des Sommers Tagen,
Wie aus geschwärzter Luft die Heuschreckwolke
Herunterfällt und meilenlang die Felder
Bedeckt in unabsehbarem Gewimmel:

So goß sich eine Kriegeswolke aus
Von Völkern über blühende Gefilde,
Und von der Sprachen unverständlichem
Gemisch verworren, dumpf erbrausten weit
Die Kriegeslager.
(Schillers Jungfr.)

Um das bedrängte Deutschland vom französischen Joche zu befreien, kletterten diejenigen, die keine Waffe zu führen vermochten, auf die Bäume, oder krochen auf dem Bauche umher, um die Stellung des Feindes aufzuspüren und sie den Verbündeten zu verrathen. Napoleons Untergang war beschlossen.

Ehe die furchtbaren, niederschmetternden Schläge fallen, ehe eine Schlacht beginnt, wie zuvor noch keine gewesen, müssen wir noch einmal unsers jungen Helden, der sich vom Grenadier zum Lieutenant emporgeschwungen hatte, unsers Felix Werner gedenken.

Seine Armwunde war völlig wieder

geheilt, er hatte sich in Meißen eine elegante Offiziers-Uniform anfertigen lassen, denn er war hinlänglich mit Gelde versehen, die ihm bei seinem schönen Wuchse wie an den Leib gegossen saß. In seiner herzlichen Gutmüthigkeit glaubte er den Generalen Blücher, Bülow und Tauenzien einen Dank schuldig zu sein, und da er wußte, daß der Letztere schon seit acht und vierzig Stunden in einem nur eine Stunde von Meißen entlegenen Dorfe mit einigen Regimentern der Ruhe pflegte, so begab er sich dahin, um ihm den schuldigen Dank abzustatten.

O, das ist füglich überflüssig, mein lieber Lieutenant, entgegnete der General, Ihr Name war in dem Armeebefehle besonders aufgezeichnet und ist nicht übersehen worden; was Ihnen also geschehen, das haben Sie nur Ihrem Muthe und Ihrer Tapferkeit zu verdanken. Nehmen

Sie ein wenig Platz und erzählen Sie mir, was Sie früher waren und wie Sie zu dieser Fertigkeit und Sicherheit im Schießen gelangt.

Die letzte Frage war bald beantwortet, und die erste betreffend, so zeigte Felix auf ein offenes Instrument, denn der General lag bei dem Pfarrer des Dorfs im Quartier, und bat um die Erlaubniß, einmal einige Töne darauf spielen zu dürfen.

Wenn Ihnen das Vergnügen macht, sehr gern, Sie können es vielleicht besser als ich.

Felix setzte sich an das Pianoforte und schlug einige Akkorde an, und ging dann rasch in eine freie Phantasie über, aber diese Phantasie war ganz eigener Art, wie er sie selbst noch nie gedacht und gespielt, wie er sie erst während seiner kriegerischen Laufbahn in seiner Seele empfunden. —

Nach einer fantastischen Einleitung stellte er das eigenthümliche Trommeln der Franzosen vor. — Hatte der General schon seinen bisherigen Tönen sein Ohr geliehen, so stand er jetzt unbeweglich, indem er dachte, nun, was wird daraus werden? — und sein Ohr vernahm bald klein Gewehrfeuer, untermischt mit einem fernen Kanonendonner. Dazwischen vernahm er zuweilen einen menschlichen Schrei, der unter dem Getümmel einer völligen Schlacht in ein klägliches Gewimmer überging, dann aber tobte und wüthete die Schlacht von beiden Seiten, wie sie ein entfernter Zuschauer auf einem Berge oder Hügel nicht natürlicher hätte hören können. Dann trat einige Sekunden wieder ein Ruhepunkt ein und der General vernahm ganz deutlich, wie ein deutsches Kavallerie-Regiment zum Einhauen blies und wie die Franzosen darauf mit Kartätschen antworteten, und

die Schlacht wüthete abermals aufs Neue und schloß zuletzt mit einer deutschen bekannten Choralmelodie.

Hierauf stand Felix rasch auf und machte dem General eine stumme Verbeugung und griff nach seiner Mütze und seinem Degen. Der General aber schloß ihn in seine Arme, indem er sagte: Herr, ich bin ein großer Verehrer der Musik und habe schon manchen braven Künstler gehört, aber Sie sind der Meister aller Meister, denn so etwas hat noch kein menschliches Ohr gehört. ✗

Wenn ich Eurer Excellenz erste Frage genügend damit beantwortet habe, so bin ich mit mir selbst zufrieden.

Also ein Musiker waren Sie, es ist schade, daß Sie durch den Militairstand aus Ihrer Carrière herausgerissen sind, man wird hinfort Ihre Kunst nur in Privatzirkeln bewundern können.

Eure Excellenz sind gar zu gütig, diese freie Phantasie war so ein Einfall von mir, auf den ich früher nicht hätte kommen können, indem ich in meinem frühern Leben kaum eimal eine Pistole habe abschießen hören. Er verbeugte sich, und als er die Thür öffnete, erblickte er den Pfarrer mit seinem Sohne und seinen beiden Töchtern im Vorsaale, die, von seinen seltsamen Tönen angelockt, hier gelauscht hatten.

Einige Stunden später, die Felix bei den Bekannten seines frühern Grenadier-Bataillons zugebracht hatte, denn er war bei ein anderes Regiment versetzt, wo es an Offizieren fehlte, kam er im eifrigen Gespräch mit einem seiner frühern Bekannten noch einmal vor dem Pfarrhause vorüber, wo er unter den schönen Lindenbäumen, die noch so ziemlich ihr volles grünes Laub hatten, im freundlichen hellen Sonnenschein wohl vierzehn hohe Staabs-

offiziere um einen Tich sitzend erblickte. Der alte Feldmarschall, jetzt Fürst von Wahlstatt, so wie die Generale von Bülow und Tauenzien erkannten sogleich den vormaligen tapfern Grenadier, und der Letztere gab ihm einen Wink, näher zu treten, und erzählte hierauf seinen Kameraden den seltenen Ohrenschmauß, den der junge Mann diesen Morgen ihm hier im Hause bereitet hatte, und er war so voll des Ruhmes und des Lobes, daß Felix ein Mal über das andere glühend roth wurde.

Indem der General noch redete, kam ein alter Mann mit schneeweißem Haar und mit einem schlechten, abgetragenen Rock bekleidet und einer Violine in der Hand daher; ein junges Mädchen von etwa 17 Jahren, zwar reinlich, aber ärmlich gekleidet, mit einer Harfe begleitete ihn. Der alte Mann bat um die Er-

laubniß, einige Stückchen spielen zu dürfen. Da keiner der Herren seine Frage beantwortete, so begann er bald eine Musik, die Niemandem behagte.

Diese Töne können Ihnen unmöglich gefallen, sagte der General Tauenzien zu Felix.

Man muß sich darein zu finden wissen, entgegnete Felix; aber, dachte er, die Herren wissen nun einmal, daß Du Musiker bist, so sollen sie doch auch hören, daß ich kein Stümper bin, und er sah sich um, und als er durchaus keinen fremden Zuhörer erblickte, trat er zu dem alten Spielmann und sagte ganz laut: gieb mir einmal Deine Geige, ich will einmal versuchen, ob ich besser darauf spielen kann, als Du.

Schon die ersten Töne, als er die Violine rein gestimmt hatte, erregten die Aufmerksamkeit der Zuhörer, und als er

einige Passagen gespielt hatte, trug er die damals beliebten Variationen von Rode mit einer solchen Feinheit und mit solchem Geschmack vor, daß sämmtliche Zuhörer darüber entzückt waren.

Das muß ich gestehen, sagte der General von Bülow, ich hätte nimmer geglaubt, daß man diesem schlechten Instrumente solche Töne entlocken könnte.

Herr, sagte der Feldmarschall, Sie sind ein Tausendkünstler, Sie spielen das Blaue vom Himmel herab.

Neben dem Feldmarschall saß ein Offizier, der entweder auch ein General oder ein Obrist sein mußte, von dem Felix glaubte, daß er ihn in einer andern Gestalt schon irgend einmal wo gesehen haben müsse. Dieser Offizier hatte ihn während seines Spiel unaufhörlich betrachtet, woraus hervorging, daß er irgend ein Interesse an ihm nehmen mußte. Als

sich Felix den sämmtlichen Herren, indem sie ihm für sein Spiel gedankt, empfohlen und sich entfernen wollte, stand dieser auf, gab ihm einen Wink und folgte ihm einige Schritte. „Wir müssen uns, sagte der hohe Offizier, ein Mann in den funfziger Jahren, schon irgend einmal in einer andern Gestalt wo gesehen haben, erinnern Sie sich meiner nicht?"

Felix erinnerte sich jetzt ziemlich genau, daß dieser kein Anderer, als der Obrist von Niederitz, der Onkel seiner geliebten Alwine sein könne, aber er hielt es nicht für gerathen, sich ihm hier zu erkennen zu geben, er sagte daher: mein Herr, ich erinnere mich nicht, jemals die Ehre gehabt zu haben, Sie irgendwo zu sehen.

Sagen Sie mir doch, Herr Lieutenant, fuhr der Offizier fort, wie nennen Sie sich denn, wie ist Ihr werther Name?

Diese Frage war für Felix eine sehr

unangenehme, die Wahrheit mußte er ihm sagen, und damit wußte der Obrist gleich alles. Es hätte ihm eigentlich einerlei sein können, allein Felix war mit seinem neuen Stande noch zu unbekannt, er hatte noch einen zu tiefen Respekt vor einem höher stehenden Offizier, als er selbst war, er wußte noch nicht, daß er in Privatangelegenheiten diesem gleich stand. Indem er sich stellte, als ob er die Frage nicht gehört oder nicht verstanden hätte, kam ihm der Zufall zu Hülfe. In einer kurzen Entfernung donnerte ein Kanonenschuß los, es war das Signal, daß der Feind im Anmarsch war, denn sämmtliche Offiziere sprangen rasch von ihren Sitzen auf, da sagte Felix: mein Weg ist der weiteste, ich muß nach Meißen, also auf Wiedersehen! Er verbeugte sich und eilte rasch fort.

Um sich nicht von den heranströmen-

den Heeresmassen erdrücken zu lassen, mußte Napoleon das Terrain schnell ändern; er beabsichtigte, sich des Landes zu bemächtigen, das die Verbündeten verlassen hatten. Da die meisten Elb- und Oderfestungen noch in seinen Händen waren, so hätte er die einzelnen feindlichen Corps vor Magdeburg, Torgau, Dresden, Glogau, Küstrin und Stettin aufgerieben und Berlin weggenommen; — eine einzige Schlacht, wie die bei Dresden, hätte dann hingereicht, seine Gegner zu vernichten. Allein seine Marschälle waren nicht seiner Meinung, Napoleon mußte sich also auf Leipzig werfen, um nicht von Frankreich abgeschnitten zu werden.

Am 15. October gingen Schwarzenberg und Kaiser Alexander von Altenburg nach Pegau, während Kaiser Franz und König Friedrich Wilhelm III. noch in Altenburg zurückblieben. Die deutsche Nord-

armee stand bei Halle. Napoleon hatte die Stellung unweit Leipzig eingenommen, die Garden waren zu Reudnitz und Crottendorf, Bertrand in Lindenau, Poniatowsky in Konnewitz und Delitzsch, Victor bei Wachau, Lauriston bei Liebertwolkwitz, Murat mit der Reiterei auf den Höhen von Wachau. Napoleon war Tags zuvor in Person in Leipzig angekommen und bereitete mit seinen Marschällen auf den folgenden Tag Alles zu einer entscheidenden Schlacht vor.

Es wird ein heißer Tag werden, sagte Poniatowsky, den Napoleon besonders lieb hatte, denn die Verbündeten sind uns wenigstens auf 90—100,000 Mann überlegen.

Ich weiß es, entgegnete Napoleon, aber ich rechne auf meine Marschälle und meine Generäle, die mir schon so manchen glänzenden Sieg erfochten haben, und

verzage darum auch diesmal noch nicht. Hätte ich meine Truppen aus den Festungen, aus Hamburg und Bremen hier noch um mich versammelt, ich wollte ihnen eine Lection geben, woran sie noch nach Jahren denken sollten; indeß ist nicht zu leugnen, daß die Herren das Kriegführen und Schlachtenliefern erst von mir gelernt haben. Wenn ich mir noch denke, wie die preußischen Offiziere in der Schlacht bei Jena auch das Nachtgeschirr nicht vergessen hatten, um sich in der Nacht, wenn sie unter ihren Zelten lagen, nicht zu erkälten, so muß ich in dieser ernsten Stunde doch lachen.

Wir sehen uns nicht veranlaßt, hier eine vollständige Beschreibung dieser merkwürdigsten aller Schlachten, die je geliefert worden, zu geben, sondern heben nur die Stellen heraus, wo unser junger Held Gelegenheit fand, seinen Muth und seine

Tapferkeit zu benutzen und auch an den Tag legen zu können.

Am 16. Oktober Morgens um acht Uhr eröffnete der Herzog von Württemberg die Schlacht mit einigen Kanonenschüssen. Felix stand heute unter dem Oberbefehl des Feldmarschalls Blücher und hatte an zwei blutigen Gefechten, die in der Umgegend von Leipzig stattfanden, keinen Theil; aber er hatte an einem andern, nicht minder blutigen, seinen Antheil.

Bei Schkeuditz stand der tapfere französische General Marmont mit seiner Streitmacht von 60,000 Mann. Ihn aus seiner Stellung zu vertreiben, ja, ihn wo möglich zu schlagen und aufzureiben, war die Aufgabe Blüchers; aber er stieß auf einen sehr hartnäckigen Widerstand. Bei Radefeld kam der Feldmarschall in ein schlimmes Gedränge, wobei sein eigenes

Leben in dringender Gefahr war, das ihm aber, wie vierzig Männer unaufgefordert bezeugten, nur Felix allein rettete. Mit dem Degen in der Hand erstürmte Felix mit etwa vierzig Mann zwei Häuser, vertrieb eben so viel Franzosen daraus und nahm Besitz davon. Hinter den schon zertrümmerten Fenstern postirte er seine geringe Mannschaft, indem er sagte: Nun zielt gut, Kerls! in unserer Macht steht es, das theure Leben des Feldmarschalls zu retten. Alle Kugeln treffen nicht, wenn aber sechsunddreißig Flinten losgingen, so taumelten immer sieben bis acht Franzosen zu Boden. Als diese Salven aber häufiger kamen und eine Lücke in dem französischen Bataillon bildeten, wurde ein Capitain darauf aufmerksam, er richtete seine Blicke dahin, allein Felix errieth seine Absicht. „Gieb mir 'mal Dein Gewehr," sagte er zu dem ihm zunächst

Stehenden, er legte an, gab Feuer und der Capitain schlug ein Rad. Unterdeß hatte Blücher ein wenig Luft bekommen, es war aber auch die höchste Zeit, denn die Todten und Verwundeten lagen haufenweise um ihn herum; er zog sich hierauf auf Möckern hinüber. Es war aber auch für Felix die höchste Zeit, die Häuser zu verlassen, denn er bemerkte, wie eine französische Kanone darauf gerichtet wurde. „Rasch, rasch! rief er, folgt mir, wir werden sonst von den Unsrigen abgeschnitten und sind dann unrettbar verloren."

Noch hatten nicht Alle die Häuser verlassen, als die Kanonenkugel schon ihre Wirkung that. Eins der Häuser stürzte zusammen und begrub einen tapfern Preußen unter seinen Trümern, die Uebrigen aber erreichten mit ihrem Anführer glücklich wieder die Ihrigen. Hiermit war das

Gefecht aber noch lange nicht zu Ende, denn obgleich Blücher immer frische Truppen heranzog, so warf der tapfere Marmont dennoch den weit überlegnen Feind immer zurück, nahm ihm funfzig Kanonen ab, und mit einer Thräne im Auge blickte der tapfere Feldmarschall auf seine zertrümmerten Bataillone. Da unternahm der Major Sohr des Abends um sechs Uhr bei Möckern noch einen Angriff auf Marmont, und er hatte Glück, er drängte den Feind zurück, nahm ihm 50 Kanonen ab und Marmont sah sich genöthigt, bis nach Gohlis zurückzuweichen.

Aber auch an diesem letzten Siege hatte Felix noch seinen Antheil. Die vierzig Mann, mit denen er früher Blüchers Leben gerettet, hatten ein so unüberwindliches Vertrauen zu ihm, daß sie blindlings mit ihm in's Feuer gingen.

„Wenn uns eine Kugel treffen soll,

sagte er, so kann das an einem andern Orte so gut geschehen wie hier, drum folgt mir, Kameraden, laßt uns dem hart bedrängten Obrist da zu Hülfe eilen, und er schritt muthig voran. Auf seinem Wege gesellte sich noch eine kleine Abtheilung von etwa 200 Mann, von seinem frühern Grenadier-Bataillon, die von demselben abgeschnitten war, zu ihm. Felix drückte einigen die Hand und sagte: folgt mir, Freunde, wir müssen den Obrist dort retten. Diese 200 Mann hatten einen Hauptmann und einen Lieutenant zum Führer bei sich, aber der Erste, ein Mann von etwa funfzig Jahren, war für heute mit der Welt fertig und sagte mit wankender Stimme: ich übertrage Ihnen das Commando über diese Leute, ich kann nicht mehr.

Es fing schon an zu dämmern, da umging Felix einen Horst hoher Eichen,

wand sich um einen großen Sumpf und griff ein französisches Bataillon im Rücken an, und augenblicklich bekam der hart bedrängte Obrist Luft. — Es gab noch ein blutiges Gefecht, bei dem Felix so ziemlich die Halbschied seiner Leute verlor.

Ein feindlicher Unteroffizier, der das Herannahen des jungen Lieutenant gesehen hatte und darüber in Gift und Galle gerathen war, wollte sich mit dem Bajonett an ihm rächen. Felix sah ein, daß er mit seinem Degen gegen diese Waffe nichts ausrichten würde; er faßte daher schnell das Gewehr eines gefallenen Kameraden und legte auf ihn an. Daß die Musquete noch geladen war, hatte er gar nicht erwartet, er drückte ab und der Franzose taumelte, hielt sich aber noch auf den Beinen, stürzte auf Felix zu und ehe sich's dieser versah, lag er an seinem Halse, und in seiner ohnmächtigen Wuth

biß er ihn mit den Zähnen in die Schulter, sank aber durch einen starken Blutverlust geschwächt bald zu Boden.

Hiermit hatte der 16. October geendet. Marmont sank fast vor Ermattung zu Boden, und seine Soldaten nicht minder. Dem preußischen Obrist war die Hülfe in der Noth nicht entgangen, aber die Abenddämmerung hatte schon so stark zugenommen, daß er seinen Retter nicht mehr von fern erkennen konnte, er ritt deshalb gerade auf ihn zu, und erkannte den jungen Lieutenant von gestern.

Zum Teufel! rief er, wie sehen Sie denn aus, Sie triefen ja von Blut.

Felix konnte sich wohl denken, da er keine Verletzung an seinem Körper fühlte, daß das nicht sein, sondern des Franzosen Blut war, das an seiner Uniform herunterlief, indem dieser ihn in die Schulter biß, aber er ließ es sich gefallen, indem

er mit dem Obrist keine Unterredung wünschte.

Geschwind! rief er, bringe man diesen jungen Mann in Sicherheit und schaffe einen Wundarzt herbei, sein Verlust wäre unersetzlich. Gute Nacht, morgen sehen wir uns wieder; er gab seinem Pferde die Sporen und sprengte eilig fort.

Felix mußte herzlich lachen, indem er wohlgemuth mit seinen noch übrigen Kameraden langsam zurückging, denn diese wußten eben so gut, als er selbst, daß er nicht verwundet war, und erreichte in Möckern eine niedrige Bauerstube, in der er mit dem ermatteten Hauptmann und dessen Lieutenant für diese Nacht Quartier nahm.

In einem großen und ziemlich neuen Bauerhause, das auch so ziemlich verschont geblieben war, saßen am Abend dieses schrecklichen Tages die hohen Offiziere:

Blücher, Kleist, Tauenzien, Bülow, der Obrist Niederitz und noch mehrere Andere und ließen es sich bei einem frugalen Mahle und einem Glase Wein wohlschmecken. Es ist wohl nicht anders möglich, als daß sich die Herren über die Begebenheiten des verflossenen Tages unterhielten; einige rühmten sogar die Tapferkeit ihres Feindes, des General Marmont, der ihnen so tiefe Wunden geschlagen hatte, und denen mehrere der Uebrigen beipflichteten.

Das ist allerdings recht gut und wahr, sagte da der Feldmarschall, wenn Sie aber so von ihm in die Enge getrieben wären, als ich eine Viertelstunde das Glück hatte, so würden Sie seine Tapferkeit diesmal weniger rühmen.

„Die Sache bleibt sich gleich, man muß auch seinem Feinde Gerechtigkeit widerfahren lassen, sagte hierauf Tauenzien,

er hat für seinen Kaiser das gethan, was wir für unsern König thaten. Aber wissen Sie denn, Herr, wem Sie Ihre Rettung zu danken haben."

Nein, das weiß ich eben nicht, es schien mir ein Wunder zu sein, denn wahrlich! lange hätte ich dieses Aufdrängen der Feinde nicht mehr ausgehalten, und wie es mir schien, so wollten sie nicht meinen Tod, sondern sie wollten mich gefangen nehmen, und das wäre mir schrecklicher gewesen, als der Tod. Sie wissen es also, mein Retter ist Ihnen bekannt?

Der General theilte ihm hierauf mit, was ihm ein Corporal, der mit dabei gewesen, erzählt hatte, er unterließ auch nicht, ihm zu sagen, daß der junge Lieutenant, der als ein vorzüglicher Schütze einen französischen Capitain, der ihn und sein Versteck ausgewittert, mit einer Kugel in jene Welt geschickt hatte,

Also der, sagte da der Feldmarschall, der ein eben so braver Musiker ist, wie er ein braver, muthiger und geschickter Soldat ist. Es ist schade, fügte er hinzu, daß er nicht auf der Cadettenschule zum Soldaten gebildet ist, er würde einst einen unserer Plätze einnehmen.

Der Obrist von Niederitz, der bis dahin ein stummer Zuhörer gewesen war, erhob jetzt ebenfalls seine Stimme und sagte: es sollte mir leid thun, wenn der junge Mann, um mich zu retten, sein junges Leben einbüßen mußte; und, indem er seinen Zuhörern die letzte Begebenheit mittheilte, fügte er noch hinzu, wie er ihn von Blut triefend verlassen habe, und zu seiner Rettung nichts weiter habe beitragen können, als daß er den Befehl gegeben, ihn an einen sichern Ort zu bringen und einen Wundarzt herbeizuschaffen. Aber, fragte er dann, weiß

denn Niemand von den Herren seinen Namen.

Felix Werner, nennt er sich; er ist ein Freiwilliger, der in einer eleganten Grenadier-Uniform und mit einem eignen, gezognen Gewehr erschien. Aus diesem Gewehr, mit einem polirten Bajonett, hat er sich vier Wochen, während er auch das Exerziren erlernt, im Schießen nach einem Ziele geübt.

Felix Werner, murmelte für sich der Obrist, Felix Werner, das ist ja sonderbar, sehr sonderbar, und man würde, wenn die Unterhaltung nicht einen so raschen Fortgang genommen hätte, haben sehen können, wie der Mann in einer Minute drei Mal die Farbe wechselte. Plötzlich stand er rasch auf, und als habe er etwas Wichtiges vergessen, verließ er eilig das Zimmer und die Gesellschaft.

Am 17. Oktober trat eine factische Waffenruhe ein, denn die Franzosen, die Polen und Holländer, und auch eben sowohl die Preußen, die Oesterreicher, die Russen, die Sachsen und die Baiern hatten genug zu thun, um ihre Verwundeten zu verbinden und wo möglich zurückschaffen zu lassen, als ihre Todten zu begraben. Napoleon fing an, sein Schicksal zu begreifen, und er sandte zu dem Ende den gefangenen General Meerfeld an Wittgenstein zurück, um gegen die Zurückgabe der Weichsel-, Oder- und Elbfestungen einen Waffenstillstand auszuwir-

ken. Aber Schwarzenberg ließ ihm zurücksagen: er wolle sich mit dem Kaiser Franz darüber besprechen.

Daß wir doch abermals Narren wären, sagten die erblichen Kaiser und Könige unter sich, uns von dem Emporkömmling abermals das Seil über die Hörner ziehen zu lassen; denn ein Waffenstillstand, das ist klar, soll ihm nur dazu dienen, um seine noch entfernt stehenden Truppen an sich zu ziehen; jetzt ist das Eisen glühend, und es muß geschmiedet werden, ehe es wieder erkaltet.

Felix Werner hatte an diesem Tage Zeit, seine schöne, neue Uniform von dem Blute des Franzosen reinigen zu lassen und den Knopf, den dieser in seinem Todeskampfe auf seiner Achsel zerbissen hatte, wieder ergänzen zu lassen; übrigens hütete er sich, heute mit dem Obrist von Niederitz zusammen zu treffen, weil er

befürchtete, daß er es veranlassen könnte, ihn bei der nächsten Affaire so zu stellen, daß er durchaus fallen müsse, um dann seiner Alwine gewiß zu sein. Was dieser indeß für Beweggründe hatte, um ihn aufzusuchen, davon hatte Felix nicht die geringste Ahnung.

Am 18. Oktober wurden zwei preußische Brigaden, unter welchen sich das Regiment befand, worunter Felix stand, unter das Ober-Commando von Wittgenstein und Kleist gestellt. Die Schlacht sollte heute wieder bei Wachau und Liebertwolkwitz stattfinden. Als Feinde standen den Oesterreichern und Preußen die Generäle Victor und Lauriston mit der alten französischen Garde und Mortier mit der jungen Garde entgegen.

„Ich habe eine schlimme Ahnung, sagte der Hauptmann von Meyern zu seinem Lieutenant Felix Werner; ich glaube, ich

werde den heutigen Tag nicht überleben, denn, so wie ich allgemein gehört, so ist heute Napoleons Untergang beschlossen."

So habe auch ich gehört, und es ist nicht zu bezweifeln, daß heute viel Menschenblut fließen wird, und dennoch muß jeder von uns glauben, daß heute sein letzter Tag ist; indeß tröste ich mich damit, daß doch nicht Alle fallen können, es müssen auch welche übrig bleiben, ist demnach noch keine Kugel für mich gegossen, so werde ich übrig bleiben, und so umgekehrt.

„Daß Napoleon heute mit all' seinem Muth und seinem Kriegsglück besiegt werden wird, daran glaube ich selbst, denn er hat den 300,000 Mann der Verbündeten nur 150,000 Mann entgegenzustellen, aber diese 150,000 Mann werden sich unter so tapfern, erprobten Anführern nicht so leicht gefangen geben, sie werden erst

noch viele Menschenleben zu Opfern fordern. Eben so — ein Kanonenschuß endete die Unterhaltung dieser beiden Männer. Zwei Minuten später war die Schlacht schon in vollem Gange. Es war nur ein enger Raum, in dem Wittgenstein und Kleist aufgestellt standen, und in diesem empfing sie Murat mit einem Hagel von Kartätschen und klein Gewehrfeuer, die sie am weitern Vordringen verhinderten. Zugleich schleuderten hundert Kanonen Tod und Verderben unter sie. Hier wurde jedes Haus, jede Lehmwand zu einer Schanze, hinter welcher die Preußen mit einer an Raserei gränzenden Erbitterung fochten, aber dennoch stürzten ganze Reihen zu Boden, um nicht wieder aufzustehen. Der furchtbare Donner der Kanonen schwieg keinen Augenblick, überall wüthete der Tod.

Lücken reißt die streifende Kartätsche,
Auf des Vormanns Rumpf springt der Hintermann,
Verwüstung rechts und links und um und um,
Bataillone niederwälzt der Tod.

Schiller.

Der Hauptmann von Meyern hatte sein Schicksal gekannt, eine Kartätschen-Kugel fuhr ihn in den Mund, er gab keinen Laut mehr von sich, sein Tod war ein leichter.

„Hierher! rief Kleist, der den Hauptmann hatte fallen sehen; hierher, rief er Felix zu, suchen Sie die Männer noch zu retten, Sie sind jetzt ihr Hauptmann.“

Felix nahm den erledigten Platz ein und suchte ihn, so gut es in seinen Kräften stand, auszufüllen.

Da die durch den Tod des Hauptmanns erledigte Compagnie die erste war, so suchte Felix eine dieser Lehmwände zu erreichen, um dahinter einigen Schutz zu

finden. „Jetzt zielt gut, Kameraden! rief er seinen Leuten zu; schießt nicht so ins Blaue hinein, das schafft wenig Nutzen, und wenn Ihr abgeschossen habt, dann bückt Euch nieder, um aufs Neue wieder zu laden.“ Diese Worte blieben nicht ohne Nutzen, seine Compagnie zeichnete sich aus. Eine französische Kanone, die nur auf Flintenschußweite stand und den äußersten rechten Flügel bildete, war bald von ihm entmannt und stand verlassen da. Sie wurde ein zweites Mal mit der erforderlichen Mannschaft besetzt, die aber durch Felix und seine tapfere Mannschaft dasselbe Schicksal hatte. Doch hiermit war's vorbei, zwei Kanonenkugeln vernichteten den größten Theil der Lehmwand und tödteten ihm fünf Mann. Eine dritte sauste so nahe an seinem linken Ohr vorüber, daß kaum eine Spanne gefehlt hätte, um seinen Kopf mitzunehmen. Ihr Luft-

druck war so stark, daß er betäubt davon niedertaumelte, aber nach einer Minute schon wieder auf den Beinen stand.

Bis zu dieser Stunde hatten die Verbündeten mit all ihrer großen Uebermacht noch keinen Fuß breit erobert, sie wurden überall wieder mit großem Verlust zurückgeschlagen, und war es noch sehr unentschieden, zu wessen Gunsten die Schlacht ausfallen würde; da aber ergab sich für Napoleon ein nicht unerwartetes Ereigniß. Fünf Bataillone Sachsen und ein Cavallerie-Regiment gingen bei Paunsdorf zu den Verbündeten über und nahmen 19 Geschütze mit sich. Obgleich nun Napoleon, der überall gegenwärtig war, die Lücken wieder auszufüllen suchte, so war ihm dieser Verlust doch drückend, und er wurde selbst nun etwas kleinlaut. Die Franzosen hatten seit dem 16. Oktober 95,000 Kanonenschüsse gethan, es ging ih-

nen die Munition aus, und machte denn der Abend bei Propstheida, Stötteritz und Crottendorf dem gräßlichen Morden ein Ende. Der Sieg gehörte den Alliirten, doch flossen ihm unzählige Thränen, denn der Tag hatte viele Tausende zu Wittwen und Waisen und unversorgten Greisen gemacht.

Haben sich brav gehalten, Hauptmann, sagte der General Kleist, indem er am Abend dieses Tags noch an dem Regimente vorbeiritt, an dessen erster Compagnie Felix an der Spitze stand, die Kanoniere der beiden französischen Kanonen werden Sie in jener Welt noch dafür loben und preisen. Felix zuckte die Achsel, indem er meinte, daß das wohl nicht der Fall sein möchte, allein er habe seine Pflicht gethan.

Der General hatte ihn Hauptmann ge-

nannt, und im nächsten Tagesbefehl ward er wirklich dazu ernannt.

Die Vorfälle in der Stadt Leipzig am 19. Oktober sind nach neununddreißig Jahren immer noch in zu frischem Andenken, als daß wir sie hier wiederholen sollten, überdem ist es nur unser Plan, diejenigen Stellen heraus zu heben, in welchen unser freiwilliger Grenadier Glück hatte und Gelegenheit fand, sich auszuzeichnen.

Napoleon war am 19. mit dem Rest seiner noch übrig gebliebenen Armee auf der Flucht dem Rheine zu. — Er hatte noch ganz zuletzt einen treuen und umsichtigen Feldherrn, den Fürsten Joseph Poniatowsky, der mit mehr als 1000 Anderen sein Grab in der Elster, einem schlammigen Flusse dicht bei Leipzig, fand, verloren. Durch das zu frühe Sprengen einer Brücke verlor Napoleon noch eine unzählige Masse von Bagage-Wagen und

Geschütz, die den Verbündeten in die Hände fielen.

Schon am 21. Oktober verfolgte York und Blücher den Nachtrab der französischen Armee, und obgleich unser junger Held sich mit unter den Verfolgern befand, so wollen wir doch die Gefechte, die noch bei Gotha, Eisenach und Hanau stattfanden, nicht weiter erwähnen, weil für ihn dabei kein Ruhm zu gewinnen war.

Am 31. Oktober betrat Napoleon Frankfurt und mit ihm Mortier mit 14,000 Mann. Hier standen Baiern, die ihm den Rückzug abschneiden wollten, aber Napoleon stürzte sich mit einer wahren Löwenwuth darauf und züchtigte sie für ihre Untreue, und bahnte sich so stolz und siegreich seinen blutigen Weg. Den 2. November ging er bei Mainz über den Rhein, um den deutschen Boden nie wieder zu betreten. —

Die nächste Schlacht, an der unser Felix unter dem Feldmarschall Blücher wieder Theil nahm, war auf französischem Grund und Boden. Blücher hatte die Stadt Brienne besetzt, in der auch Felix und der Obrist von Niederitz mit lagen. Napoleon ließ die Stadt beschießen, er wurde Sieger, die Preußen mußten weichen, bei welcher Gelegenheit der Feldmarschall auf dem Schlosse, wo er sein Hauptquartier hatte, bald wäre gefangen genommen worden. Auch an der Rettung dieses wichtigen Mannes hatte Felix seinen Antheil, indem er den Feldmarschall noch zur rechten Zeit warnte.

Dies war indeß so ziemlich seine letzte militairische Handlung. Vor und um die Stadt Brienne entspann sich ein wüthender Kampf, in welchem ein verwegener Kosack mit der eingelegten Lanze auf die Colonne zueilte, in welcher Napoleon stand,

und ihn unfehlbar würde ermordet haben, wenn nicht ein Pistolenschuß des General Gourgaud ihn noch zu rechter Zeit niedergestreckt hätte. Eine halbe Stunde später wurde Felix durch eine Flintenkugel auf der linken Schulter verwundet und besinnungslos vom Schlachtfelde getragen. Als er nach längerer Zeit wieder zur Besinnung kam, befand er sich in einem großen Raume, in welchem sich noch viele andere Verwundete, die verschiedene Sprachen redeten, befanden. Felix fühlte sich hier, so gänzlich von allen Bekannten getrennt, sehr unglücklich. Indem er noch so russisch, schwedisch und englisch durcheinander reden hörte, wurde noch ein schwer Verwundeter gebracht, in dem er auf den ersten Blick den Obrist von Niederitz erkannte. Obgleich noch unverbunden, suchte er doch ein Plätzchen für diesen einzurich-

ten und winkte den Trägern, ihn hier niederzulegen.

Der Obrist war gänzlich ohne Besinnung, es war ihm daher möglich, seine Verletzung zu besichtigen. Nach seinen Ansichten war der Obrist so gut als verloren, denn eine Flintenkugel hatte den Obertheil seines Kopfes getroffen und seinen Hirnschädel verletzt. Felix hatte daher nichts Eiligeres zu thun, als einen Wundarzt auf die Gefahr dieses Mannes aufmerksam zu machen.

Als der Wundarzt die Wunde betrachtete, zuckte er die Achsel. Wenn das Gehirn nicht verletzt ist, sagte er, so ist es bei großer Sorgfalt möglich, den Mann zu retten; das kann ich aber in dem Zustande, worin er sich befindet, nicht untersuchen. Vor der Hand, und besonders die ganze Nacht hindurch, müssen kalte Wasserumschläge darauf gelegt werden, dann-

werde ich morgen früh sehen, was weiter damit zu machen ist. Hierauf untersuchte er Felix's Schulterwunde und erklärte sie gleich für nicht gefährlich.

Felix bemühete sich nun, den Krankenwärter für die Wasserumschläge zu gewinnen, allein dieser, ein roher und gefühlloser Mensch, sagte: er habe mehr zu thun, als solche Lapalien zu verrichten. Felix sah sich demnach gezwungen, so nöthig ihm die Ruhe auch selber war, das Amt eines Krankenwärters zu übernehmen.

Am nächsten Morgen, nach einer mühsam hingebrachten Nacht, kam der Wundarzt wieder, und nun erst, nachdem er die Haare um die Streifwunde weggeschnitten, glaubte er zu erkennen, daß das Gehirn nicht verletzt sei, wohl aber die Beinhaut, und diese könne nur durch Wasserumschläge geheilt werden; früher dürfe man zu keinem Verbande schreiten.

Dann aber fügte er noch hinzu, daß er diesen Aufenthalt für die Heilung einer solchen Wunde nicht geeignet halte, es sei hier viel zu geräuschvoll, der Patient bedürfe der größten Ruhe.

Davon bin ich völlig überzeugt, entgegnete Felix, aber wie ist diesem Uebel in einem fremden, in einem feindlichen Lande abzuhelfen?

Die Herren werden nicht ohne Geld sein, und da möchte ich Ihnen rathen, sich eine kleine Wohnung in irgend einem Bauerhause zu miethen und auch einen Wundarzt aus Brienne anzunehmen, denn ich werde vermuthlich schon morgen der Armee auf Paris zu folgen müssen. Wenn Sie Ihren Arm in einer Binde tragen, so können Sie sich selber darum bemühen, denn wie es mir scheint, so ist der Herr ein Verwandter von Ihnen.

Nichts weniger als das, entgegnete Fe-

lix, aber das fordert die Christen- und Kameradenpflicht.

In dem Augenblick schlug der Obrist die Augen auf, aber nur auf einige Sekunden, er suchte Felix, drückte ihm die Hand und schloß sie dann wieder auf mehrere Tage.

Ehe Felix seine Geburtsstadt verließ, sagte er zu seiner Mutter: ich habe etwas Lateinisch gelernt und schreibe auch eine hübsche Hand, ich werde also nicht verhungern. Schon in Hamburg hatte er sich im Französischen unterrichten lassen und in Berlin hatte er es fortgesetzt, es kam ihm heute zum ersten Male zu Nutzen, denn er würde in und bei Brienne nicht mit der deutschen Sprache fortgekommen sein. —

Felix miethete also in dem Dorfe eine kleine freundliche Wohnung, bezahlte den Miethzins auf einen Monat voraus und

ließ den Obrist dorthin tragen, was später zu dem Glauben berechtigte, als seien Beide in der Schlacht bei Brienne gefallen.

Die Ruhe, die der Obrist hier genoß, trug bedeutend zu seiner Besserung bei, indeß verflossen immer noch mehrere Tage, ehe er die Augen aufschlug, um sie offen zu behalten. Wie es der Wundarzt gesagt, so kehrte dieser am vierten Tage nicht wieder, die Armee war als Sieger noch immer dem Kaiser Napoleon auf den Fersen; Felix sah sich also genöthigt, nach Brienne zu gehen und einen Arzt und einen Wundarzt aufzusuchen, die indeß für ihre Bemühungen bezahlt sein wollten; da trat denn der unangenehme Umstand ein, daß unserm Felix sein mitgenommenes Geld ausging. Von der Armee waren sie abgeschnitten, es war ein übler Umstand, der indeß bald gehoben wurde. Ob

er in seiner Selbstunterhaltung darüber gesprochen, er wußte es selbst nicht, aber etwa am sechsten Tage nach der Schlacht, in denen der Obrist noch kein Wort über seine Zunge gebracht, wurde er plötzlich in seiner Lage sehr unruhig, versuchte seine Unterkleider zu lüften, wobei ihm Felix sogleich behülflich war, ohne zu errathen, was er wollte, und siehe, es fand sich, daß der Obrist einen ledernen Gürtel um seinen bloßen Leib trug, in welchem einige Hundert Doppel-Friedrichsd'or eingenäht waren, wodurch beide nun aus dieser Verlegenheit gerettet waren; denn sie mußten Alles, was sie wollten, mit Geld aufwiegen.

Es waren bereits volle vierzehn Tage verflossen, als der Obrist zum ersten Male die Augen öffnete, um sie nicht sogleich wieder zu schließen. Er sah sich in dem

kleinen Gemach um und fragte: wo bin ich denn hier?

Felix, der am Fenster saß und in einem alten französischen Historienbuche, theils zum Zeitvertreib, theils um sich noch in der Sprache zu üben, las, hatte sein Erwachen nicht bemerkt, als er aber seine Stimme hörte, sprang er freudig auf und eilte an sein Lager. Gott sei ewig Lob und Dank! rief er, daß ich endlich einmal wieder Ihre Stimme höre. Er reichte ihm freundlich die Hand, indem er sagte: willkommen noch in der alten Welt, willkommen, tausendmal willkommen.

Der Obrist hielt die dargebotene Hand noch fest in der seinigen, er wollte sie an seine Lippen drücken, was Felix aber zu verhindern suchte. Daß ich noch lebe und die Aussicht habe, auch noch am Leben zu bleiben, das habe ich nur Ihnen

allein, mein lieber Hauptmann, zu verdanken.

Sie sind im Irrthum, Herr Obrist, nicht mir allein; der Zufall, die Umstände und unser menschenfreundlicher deutscher Wundarzt haben auch ihren Theil daran. Auch ich bedurfte der Ruhe und darum ging ich sogleich auf seine Anordnung ein und miethete auf einem, drei Viertelstunden von Brienne entfernt liegenden Dorfe diese Wohnung. Ein Glück ist es indeß für uns, daß Sie Geld bei sich hatten, das meinige war zu Ende gegangen und von der Armee sind wir weit entfernt.

Das soll, wenn ich meiner fernern Genesung entgegensehe, kein Hinderniß sein, wenn ich auch nicht selbst schreiben kann, so können Sie es. Wir schreiben an meinen Administrator Walter auf Gut Lichtenau und verlangen so viel Geld, als wir wollen.

Nun aber sagen Sie mir, mein lieber, junger Freund, dem ich so Vieles, dem ich jetzt die Erhaltung meines Lebens verdanke, nun sagen Sie mir —

Nein, Herr Obrist, unterbrach ihn Felix, der sich schon denken konnte, welche Fragen er an ihn richten würde, und daß ihn das bedeutend aufregen würde, nein, Herr Obrist, ich werde Ihnen heute keine Frage beantworten, Sie sind noch viel zu schwach, um sich nur im Mindesten aufzuregen; danken wir Gott, daß Sie wieder so weit sind, alles Uebrige wird sich später finden; und damit verließ er das Gemach.

Die Strahlen der freundlichen März=sonne fielen schon lange in die kleine Stube, welche der Obrist mit seinem jungen Freunde bewohnte, und in dem Bauergarten, in den ihre Fenster gingen, blüheten schon allerhand Frühlings=Blumen und zwitscherten schon verschiedene Vögelein, aber der Obrist war noch immer nicht so weit, daß er das Zimmer verlassen konnte. Bei der geringsten Aufregung, die Felix so viel als möglich zu vermeiden suchte, traten immer neue Rückfälle ein. Das Einzige, was ihn zerstreuete und ihm keine Aufregung verur=

sachte, das waren die Zeitungen, die ihn immer mit dem Fortgange des Kriegs im Zusammenhange erhielten. Diese Zeitungen kamen aber aus Paris. Felix hatte sich durch die Post ein eignes Exemplar bestellt, das er sich jeden Morgen, um eine bestimmte Bewegung zu haben, aus Brienne selbst holte.

Mit jedem Tage stand es um den Kaiser der Franzosen um etwas schlechter. In den kleinen Gefechten, die fast jeden Tag unvermeidlich waren, wurde das Heer Napoleons immer kleiner und die Verbündeten rückten mit jedem Tage der Hauptstadt näher, und das war die einzige Freude des Obristen, denn Napoleon hatte vielleicht nur wenige so unerbittliche Feinde, wie der Obrist einer derselben war; als er aber in den letzten Tagen des März die Worte las: „die Verbündeten sind in Paris eingerückt", da sprang er vor Freu-

den auf und sagte: nun reisen auch wir nach Paris, und wenn auch auf eigene Kosten; und der Obrist war nun mit einem Male gesund.

Nun aber, mein junger Freund, müssen Sie mir, ehe ich einen bestimmten Beschluß fassen kann, einige Fragen beantworten; der Frieden meiner Seele, ich muß es Ihnen aufrichtig gestehen, hängt davon ab, ihr Inhalt hat mich während meiner Phantasieen unaufhörlich beschäftigt, jetzt kann ich aber nicht länger mehr ruhen.

Fragen Sie, Herr Obrist, und ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Ihnen heute treu und der Wahrheit gemäß antworten will.

Zuerst sagen Sie mir, wo sahen wir uns, ehe Sie eine militairische Kleidung trugen, zuerst?

Bei meiner Braut.

Bei Ihrer Braut? fragte der Obrist, und eine ernste Wolke lief über sein noch immer blasses Angesicht.

Ja, bei Fräulein Alwine von Hagen, und zwar an dem Morgen, wo einige Häuser von unserer Wohnung Feuer ausbrach.

Das ist richtig, ich besinne mich jetzt auf Alles. Also Alwine von Hagen ist Ihre Braut. Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen Glück dazu, sie ist meine Verwandte, ich kenne sie, sie ist nicht allein ein sehr schönes, ein sehr liebenswürdiges Mädchen, sie ist auch ein gutes, ein kluges und verständiges Mädchen, Sie werden sehr glücklich mit ihr leben und damit also auch mein Verwandter werden.

Ich gratulire mir zu diesem Glück, denn ich muß gestehen, daß ich Sie in den

vier Monaten Ihrer Krankheit recht lieb gewonnen habe.

Der Obrist reichte ihm die Hand, die er ihm recht aufrichtig drückte, denn er mochte nach Alwinens Briefe wohl eingesehen haben, daß er für das junge Mädchen doch um etwa dreißig Jahre zu alt sein möchte. — Nun aber, mein lieber Freund, beantworten Sie mir noch eine andere Frage, die mir weit näher am Herzen liegt, als die erste, sagte er dann. Sie nennen sich Felix Werner. Wo sind Sie her, wo wurden Sie geboren?

In der Grafschaft W. am Harzgebirge.

Es entstand eine Pause, in welcher der Obrist wo möglich noch blässer wurde, als er es schon war. Er stand auf, ging einige Male in der kleinen Stube auf und ab, blieb dann stehen und fragte, ohne Felix anzusehen: Und was ist, was betreibt Ihr Vater?

Ich habe keinen Vater.

Wie? Sie haben keinen Vater? das ist wohl nicht gut möglich.

Wenigstens kenne ich ihn so wenig, wie ihn meine Mutter kennt; er ist ein Schurke, ein nichtswürdiger Bube, den ich, wenn er mir auf meinem Lebenswege noch einmal begegnen sollte, eine Kugel —

Halt, halt! junger Mann, rief da der Obrist, Sie sind in einem falschen Wahn. Sie haben kein Recht, Ihren Vater, Ihren Erzeuger zu bestrafen, Sie würden damit eine schwere Verantwortung auf sich laden.

Er hat aber meine Mutter beschimpft, er hat sie um ihr ganzes Lebensglück betrogen. Meine Mutter ist noch eine schöne Frau und ist gewiß auch ein schönes Mädchen gewesen, die ihr Glück in andern Verhältnissen gewiß würde gefunden haben.

Ich bin auch weit entfernt, entgegnete

hierauf der Obrist, in großer Unruhe auf- und abgehend, eine unerlaubte Handlung in Schutz nehmen und vertheidigen zu wollen. Aber sagen Sie mir doch, wie hat sich das Unglück, wie Sie es zu betrachten scheinen, zugetragen?

Felix, der noch immer von dem, was bereits sehr nahe lag, noch nicht die geringste Ahnung hatte, theilte ihm hierauf mit, was Pauline Werner, seine Mutter, dem Stadtschreiber zu W. vor etwa fünfundzwanzig Jahren gesagt und zu Protokoll gegeben, und schloß damit, daß es ein schändlicher Streich sei, der sich durch nichts vertheidigen ließe.

Ich sage Ihnen nochmals, entgegnete hierauf der Obrist, daß ich weit entfernt bin, eine Handlung, wie diese, vertheidigen und in Schutz nehmen zu wollen; und dennoch giebt es Stunden und Augenblicke im menschlichen Leben, wo der

Mensch nicht derjenige ist, der er eigentlich ist oder der er sein sollte, Augenblicke, wo ein flüchtiger Sinnenrausch mit seiner sonst gesunden Vernunft zum Teufel geht. Und wer sagt Ihnen denn, daß der Mann jene Handlung nicht schon zehntausendmal bereuet hat? daß sie einen unauslöschlichen Eindruck auf sein ganzes übriges Leben gehabt, daß er alle Widerwärtigkeiten und alle Schicksale, die ihm begegnet sind, jener unerlaubten Handlung zugeschrieben hat?

Felix war über die Art und Weise, wie der Obrist den Verführer seiner Mutter gewissermaßen in Schutz nahm, sehr verwundert; dennoch war er noch weit entfernt zu ahnen, daß derselbe — was der geneigte Leser bestimmt schon längst vermuthet — vor ihm stehe. Aber, sagte er dann, wenn er sein Unrecht eingesehen,

wenn er es bereuet hat, warum hat er es nicht wieder gut gemacht?

Davon können ihn Verhältnisse und eine falsche Scham zurückgehalten haben.

Warum hat er sich später nicht genannt, und mir seinen Namen gegeben? warum muß ich mich unter dem Namen Felix Werner in der Welt herumtreiben? Warum gehöre ich keiner Familie an, warum habe ich keine Verwandte? Warum muß ich alles, was ich habe und was ich bin, durch mich selbst sein?

Das ist ein Verdienst, was Ihnen Niemand rauben kann, und für ihr ganzes Leben ein schönes Bewußtsein. Und was den Namen, die Familie und die Verwandtschaft anbetrifft, wenn er nun jetzt noch in Begriff stände, Ihnen das Alles zu geben?

Wenn Felix bis diesen Augenblick mit den Zeitungen in der Hand dagesessen,

zwar ohne darin zu lesen, so wurde er doch nun besonders aufmerksam, denn aus dieser Aeußerung des Obersten ging deutlich hervor, daß er den Mann kennen müsse.

Herr Obrist, sagte er, nach Ihren letzten Worten muß ich schließen, daß Sie den Mann kennen.

Ich kenne ihn ganz genau, er ist Soldat, wie Sie und ich, und bekleidet denselben Rang, wie ich. Er hat die Schlacht bei Leipzig und bei Brienne mitgemacht, ehe er jedoch zu Felde zog, hat er auf den Fall, daß er nicht zurückkehren sollte, sein Testament gemacht und der Pauline Werner und deren Sohn Felix, einem jeden zehntausend Thaler verschrieben.

Und der Name dieses Mannes? fragte Felix mit der höchst gespanntesten Erwartung.

Er nennt sich Baron Obrist von Niederitz und steht vor Dir, mein Sohn.

Felix stand starr, wie eine Bildsäule da, denn er hatte bis vor einer Sekunde keine Ahnung davon gehabt und wußte nicht, was er darauf erwidern sollte.

Ist es nun noch Dein Wille, mein geliebter Sohn, dem ich die Erhaltung meines Lebens hier verdanke, mir eine Kugel —

Halt! rief da Felix, Umstände verändern die Sache, wir haben einander, ohne es zu wissen, wie nahe wir einander standen, hier lieb gewonnen, es war eine heilige Sympathie, ich nehme meine Worte zurück.

Der Obrist breitete seine Arme aus, um seinen Sohn an sein Herz zu drükken, Felix aber sagte: noch einen Augenblick, ehe ich es wage, den süßen Namen Vater auszusprechen. Was soll aus meiner Mutter werden?

Ich will sie sehen, ich will sie spre-

chen und von ihr hören, ob sie mein Weib werden will.

Da sank Felix an die Brust seines Vaters, indem er mit lauter Stimme rief: Vater! mein theurer, geliebter Vater!

Mein Sohn! rief der Obrist, es ist seit vielen Jahren eine der reinsten Freuden, die ich genieße, denn mit diesem Schritte ist mein Gewissen von einer drükkenden Last befreiet; aber ich bin auch noch besonders stolz darauf, einen so talentvollen, tapfern und heldenmüthigen Sohn zu haben.

Felix ganze Seele dagegen war in diesem Augenblick nur mit Alwine und deren Mutter beschäftigt, er war nun in den Augen der Assessorin nicht mehr der arme Musiker, der in der Welt nichts weiter besaß, als eine Mutter, die sich Pauline Werner nannte, und keiner Familie angehörte. Er dachte aber auch leb-

hafter, als je, an seine Mutter und an die Freude, die er ihr bereiten würde, auf welche aber sowohl sie, als er selbst, hätte verzichten müssen, wenn er ihrem Rathe gefolgt und ein Handwerk erlernt oder später in W. für immer verblieben wäre. Seine Freude war sehr groß und in derselben umarmte er seinen erst heute gefundenen Vater ein Mal über das andere, worüber dieser sich noch weit mehr freuete. „Nun, mein Sohn, reisen wir mit Extrapost nach Paris, melden uns bei unsern Vorgesetzten und bitten, da der Krieg zu Ende ist, um einen unbestimmten Urlaub und dann reisen wir nach Berlin zurück, wo ich Dich öffentlich als meinen Sohn anerkennen werde."

Während Felix nach Brienne ging und Alles zur Abreise vorbereitete, schrieb der Obrist an seinen Administrator einige Zeilen und gab ihm von seinem Leben und

seinem Aufenthalte einige Nachricht. Der Obrist war von dieser Stunde an kein anderer Mann geworden, denn streng rechtlich und gewissenhaft, wie er war, hatte dieser verübte Jugendfrevel schwer auf seiner Seele gelastet und er hatte bis jetzt, obgleich das böse Gewissen mit jedem Jahre lauter und drohender zu ihm redete, dennoch immer kein Mittel finden können, es von sich abzuwälzen. Schon zu verschiedenen Malen war er im Begriff gewesen, in aller Stille nach W. zu reisen, sich da ebenfalls in aller Stille nach Pauline Werner zu erkundigen; aber die Sache hatte eben so viel gegen als für sich. Wenn er diese Person nun dort in den traurigsten Umständen fand, wenn sie sich vielleicht mit einem gemeinen Manne verheirathet hatte, der vielleicht sein Kind mißhandelte, und diese Pauline, die er damals nur eine Viertelstunde von fern

betrachtet und die mit ihren auffallenden Reizen seine Sinne verwirret, daß er sich erlaubt hatte, ein geheimes Verbrechen zu begehen, wenn er sie als ein gemeines, verächtliches Weib gefunden, dann war es besser, er wußte gar nichts davon. Jetzt hatten sich, Dank sei es der ewigen Vorsehung, die Dinge anders gestaltet, sein Sohn war ein schöner, ein talentvoller und ein ehrliebender junger Mann, dessen er sich in keiner Hinsicht zu schämen brauchte, im Gegentheil, er konnte ihn mit allen Ehren seinen Bekannten vorstellen.

Die Reise nach Paris war unter dem herrlichen Frühlings-Wetter zwischen Vater und Sohn ein Ereigniß, ein freudiges Ereigniß. Nachdem sie nun ihre Angelegenheiten in Ordnung gebracht, nachdem sie die riesige Hauptstadt Frankreichs in Augenschein genommen und sich alle

Sehenswürdigkeiten derselben hatten zeigen lassen, wurden ihnen noch manche andere Ereignisse bekannt. Der Kaiser Napoleon hatte zu Gunsten seines Sohnes und seiner Gemahlin Marie Louise die Regierung niedergelegt, aber die erblichen Fürsten wollten davon nichts wissen, sie wollten Ludwig XVIII. wieder auf dem Throne von Frankreich wissen; ob er nach so viel Jahren, wo die französische Nation um ein halbes Jahrhundert in der Cultur vorgerückt war, noch ein Regent war, ob Essen und Trinken, Beten und Schlafen hinreichend waren, dieses lebhafte Volk zu regieren, danach fragte Niemand; es war doch ein für den Thron geborner Mann.

Am 20. April reisten sie, und zwar in bürgerlichen Kleidern, nach Fontainebleau, wo ihnen das merkwürdige Ereigniß zu Gesicht kam, wie Napoleon von seiner alten Garde Abschied nahm. Er kam die

Treppe des Palastes herab, sah seine alten Kriegsgenossen, die ihn hundertmal mit ihren Leibern gedeckt hatten, und mit ruhigem Blick und fester Stimme sagte er dann zu ihnem: „Ich sage euch Lebewohl. Zwanzig Jahre waren wir beisammen und immer bin ich mit euch zufrieden gewesen; stets habe ich euch auf dem Pfade des Ruhmes getroffen. Jetzt bewaffnen sich alle Mächte Europas gegen mich; einige meiner Generale sind an mir zu Verräthern geworden, sie haben ihre Pflicht gegen mich und Frankreich vergessen; ja, Frankreich selbst hat ein anderes Schicksal gewollt. Ich konnte mit euch und den tapfern Treuen einen Bürgerkrieg beginnen, aber Frankreich wäre unglücklich gewesen. Seid eurem neuen Könige treu, seid eurem neuen Führer unterthan und verlaßt euer theures Vaterland nicht. Beklagt auch mein Schicksal nicht,

Freunde, ich bin glücklich, wenn ich euch glücklich weiß. Ich konnte mir den Tod geben; wenn ich aber das Leben vorzog, so geschah es bloß, um eurem Ruhm zu dienen. Ich kann euch nicht alle umarmen, aber ich umarme euren General; kommen Sie, General Petit, daß ich Sie an mein Herz drücke. Bringt mir den Adler, daß ich ihn küsse. O, theurer Adler, möchte der Kuß, den ich auf dich drücke, der Nachwelt wiederhallen. Lebt wohl, meine Kinder! Stets begleiten euch meine Wünsche! Bewahrt mein Andenken." Er ging tief gerührt rasch fort, den bärtigen Helden aber liefen die hellen Thränen aus den Augen. Aber noch mehrere Zuschauer, und Preußen und Engländer, die dieser weltgeschichtlichen Scene beiwohnten, konnten sich der Thränen nicht erwehren. Hier kann man mit Schiller sagen:

Da sah man kein Auge thränenleer.

Und, was sehr merkwürdig war, auch der Obrist von Niederitz, sein ärgster Todfeind, zerdrückte heimlich eine Thräne im Auge, er war urplötzlich mit ihm ausgesöhnt, er hätte ihm die Hand küssen mögen, und er schämte sich, diesem Mann, diesem großen Helden, sein Ehrenwort gebrochen zu haben; schweigend folgte er seinem Sohne, um mit ihm wieder nach Paris zurück zu fahren.

Als sie dorthin wieder zurückgekommen, waren ihre Papiere bei der Kriegscanzlei ausgefertigt, und da Felix als Freiwilliger in seinem Schreiben um seinen Abschied ohne Pension nachgesucht hatte und es auch schon bekannt geworden war, daß er ein natürlicher Sohn des Obrist von Niederitz sei, den er dereinst beerben würde, so ward er als Major verabschiedet.

Vater und Sohn hatten hierüber abermals eine große Freude.

Der Referendar von Niederitz hatte seine Habgier sechs Monate lang im Zügel gehalten, länger konnte er es aber nun nicht mehr ertragen, denn seine geheimen Agenten unter der preußischen Armee hatten ihm gleichlautend berichtet, daß der Obrist von Niederitz zuletzt noch in der Schlacht bei Brienne mit gefochten, aber daselbst gefallen sei. Man habe zwar seine Leiche nicht gefunden, allein bei den vielen Offizieren, die dort geblieben, sei es sehr möglich, daß man ihn, wenn er sehr verstümmelt und mit Blute besudelt gewesen, nicht erkannt habe. Es war daher in den ersten Tagen des April 1814, als er, diesmal aber sehr bescheiden, dem Administrator einen Besuch abstattete und ihm seine Vermuthungen mittheilte.

Der Administrator, der so lange ohne alle Nachricht von seinem Gebieter geblieben war, hatte sich auch schon seit län-

gerer Zeit mit dem Gedanken beschäftigt; allein darin blieb er fest, daß die Truppen erst alle wieder in die Heimath zurück sein müßten, ehe er das dem Herrn Obrist gegebene Wort brechen könne und dürfe.

Als der Referendar sah, daß dem Eisenfresser auf diesem Wege nicht beizukommen war, so fragte er ihn, ob sich denn das Testament hier im Schlosse befinde. Allerdings, entgegnete dieser, das liegt da oben im Eckzimmer in dem Schranke. — Nun hatte der Referendar kein größeres Verlangen, als es nur einmal zu sehen. Wozu könnte Ihnen das nützen, entgegnete jener, das ist mit dem großen Siegel, worauf das Wappen dieses Schlosses steht, versiegelt.

Indem er sich noch mit dem Referendar herumcapitulirte, kam der Bote zurück, der die Zeitungen geholt hatte, und

brachte auch einen Brief mit. Als der Administrator den Brief in seiner Hand hielt, rief er freudig und mit lauter Stimme: Victoria! der Herr Obrist lebt, das ist seine Handschrift, und hier das kleine Siegel, das er an seiner Uhrkette trägt.

Der Referendar machte ein sehr langes Gesicht.

Walter erbrach sogleich das Siegel und las:

„Sie haben mich gewiß lange für todt „gehalten, mein lieber Walter, und es „wäre auch leicht möglich, daß meine Ge„beine längst verscharret wären. Eine Flin„tenkugel streifte meinen Hirnkasten, ich „lag wohl zwölf Tage ohne alle Besin„nung, und hätte ich im Hospitale nicht „meinen Sohn gefunden, der —

Walter hielt inne, er rieb sich die Augen, er trat näher an's Fenster, meinen Sohn, sagte er dann, hat denn der Herr

Obrist einen Sohn? davon habe ich ja noch nie gehört, ich weiß doch sonst um all seine Geheimnisse. Sehen Sie doch, Herr Referendar, heißt das nicht mein Sohn?

Dieser warf einen Blick in den Brief und sagte: ganz unverkenntlich, und sein Gesicht wurde so lang wie ein Kirchfenster. Walter las weiter:

„— der seine Aufmerksamkeit ganz auf „meine Pflege verwandte, so hätten wir „uns doch nicht wieder gesehen. Morgen „reise ich mit meinem Sohne von Brienne „nach Paris, wie lange ich mich dort „aufhalten werde, kann ich nicht bestimmen, „in etwa zwei Monaten denke ich aber „dennoch in Berlin zu sein. Schicken Sie „mir doch auf einen unvorhergesehenen „Fall hundert Friedrichsd'or nach Frankfurt am Main post restante, und leben Sie wohl."

Jetzt ist es mit der Erbschaft, die ich heute schon in Empfang zu nehmen gedachte, gar nichts, dachte der Referendar. Verflucht! daß die Kugel nicht einen Zoll tiefer kam. Er nahm rasch seinen Hut und eilte fort, um niemals hierher zurück zu kehren.

Der Monat Juni neigte sich seinem Ende, die Rosen prangten in ihrer herrlichsten Blüthe und spendeten ihre Wohlgerüche. Die Erdbeeren hatten ihre völlige Reife erlangt und die Kirsche bekam eine rothe Wange, ein Zeichen, daß auch sie sich ihrer Reife nahete. Der Vögel-Chor war noch vollstimmig, die Nachtigall flötete ihre bezaubernde Melodie und die Luft war mild und freundlich; selbst über den alten Blocksberg strich ein sanfter Südwestwind, der zum Spazierengehen in's Freie einlud. Da saß Pauline Werner in der gräflichen Residenz W. am offenen

Fenster und beschäftigte sich mit weiblicher Arbeit. Ihre Wohnung war eine kleine bescheidene und das Möbelment nichts weniger als elegant, aber es herrschte eine große Ordnung und Reinlichkeit darin. Sie selbst war, wie ihr Sohn zum Obrist gesagt hatte, in ihrem dreiundvierzigsten Jahre noch eine schöne Frau. Ihre Kleidung war ebenfalls eine sehr einfache. Sie trug ein Kleid von gestreiftem Linnen und eine Schürze von Baumwollenzeuge, und eine kleine Mütze, hinten mit einer Schleife von weißem Linnen=Band. Diese Mütze bedeckte indeß nur den hintern Kopf, oder besser gesagt, eine starke Flechte von glänzend schönen, braunen Haaren.

Pauline Werner war in den beiden letzten Jahren ein wenig stark geworden, aber diese angenehme Fülle verlieh ihren schönen Formen eine ungemein reizende Gestalt. Es ist auch nicht zu leugnen,

daß sich schon verschiedene angesehene Männer um ihre Hand beworben hatten, indem sie mit einem sichern Einkommen von einhundert und zwanzig Thaler begabt war; allein das hätte Pauline ihrem Sohne, den sie über alles lieb hatte, nicht zu leide gethan, sie hatte alle ausgeschlagen, auch hatte sie darüber keine Sicherheit, ob der Jahrgehalt, wenn sie sich verheirathete, aufhören oder fortdauern würde, sie blieb also, indem sie durchaus keine Sorgen hatte, ledig.

Pauline Werner gegenüber am zweiten Fenster saß aber noch eine andere Gestalt, eine wo möglich in ihrer Art noch schönere junge Frau, die die ersten zwanziger Lebensjahre kaum überschritten hatte. Sie trug ein Kleid von schwerem Seidenstoff, ihr Haar das sie bloß trug, war mit Silberband durchflochten, in ihrer Busennadel glänzte ein großer Diamant, so wie an ihren beringten Fingern deren noch verschiedene

sichtbar waren, die gegen die Decke des Zimmers, wenn die Sonnenstrahlen darauf fielen, ihren Widerschein warfen. Es war die geheime Cabinetsräthin von Erikſen, geborne von Hühnerbein. Sie hatte sich nach dem Tode ihres Gemahls noch ein Jahr lang in Hamburg aufgehalten, da aber Felix, der ihr einziger Gedanke war, dorthin nicht wieder zurückkehrte, so zog sie es vor, wieder nach ihrer Vaterstadt zu ziehen, weil sie dort doch seine Mutter wußte, und von ihr immer die neuesten Nachrichten über ihn erfahren konnte.

Es ist begreiflich, daß, wenn die geheime Cabinetsräthin Pauline Werner besuchte, der Gegenstand ihrer Unterhaltung größtentheils nur Felix betraf. Schon seit längerer Zeit war Pauline um ihren Sohn sehr besorgt, denn sie hatte erfahren, daß er in Berlin Militairdienste genommen, und da sie so lange kein Schreiben

von ihm erhalten, so war es sehr möglich, daß er in einer der vielen Schlachten, die geliefert waren, geblieben oder doch mindestens in irgend einem Hospitale schwer verwundet liege.

Das war die Unterhaltung der beiden Frauen, die am offenen Fenster saßen, als ein eleganter Reisewagen, mit vier Postpferden bespannt, unter ihrem Fenster vorbeifuhr und vor dem schräg gegenüber liegenden vornehmsten Gasthause anhielt. Gleich darauf sprang ein junger Offizier aus dem Wagen, warf einen flüchtigen Blick auf die zunächst liegenden Straßen und Häuser und trat dann auf die Hausflur.

Das ist ein preußischer Major, sagte die Cabinetsräthin.

Woran sehen Sie das? fragte Pauline.

An seiner Uniform und an den schweren Epauletten.

Einige Minuten später wurden in dem Gasthause zwei Fensterflügel aufgerissen und der Offizier wurde sichtbar, aber es wurde auch eine Hand hinter demselben sichtbar, die vermuthlich einem Aufwärter angehörte, und diese Hand zeigte geradewegs auf die Fenster, hinter welchen Pauline mit der Cabinetsräthin saß.

Beide Frauen hatten in dem fremden Offizier ihnen wohlbekannte Züge entdeckt, aber sie sprachen nicht darüber, jede hing ihren eignen Gedanken nach.

Es mochte eine Stunde verflossen sein, als Pauline auf der Treppe einen bespornten Fuß klirren hörte, und sie erbebte. Gleich darauf klopfte es ungewöhnlich stark an ihre Thür. Sie stand rasch auf, ehe sie indeß die Thür erreichte, stand der stattliche Offizier schon im Zimmer.

Daß es Niemand anders, als Felix

Werner war, wie wir ihn zum letzten Male nennen wollen, wird sich der Leser schon denken. Er nahm den mit einem schönen Federbusch geschmückten Hut ab und bat um Entschuldigung, im Fall er stören sollte. So gut er seine Mutter, obgleich er sie sieben Jahre lang nicht gesehen hatte, auf den ersten Blick erkannte, so erkannte er auch eben so rasch die geheime Cabinetsräthin, und ihre Anwesenheit schien ihn unangenehm zu überraschen. Die wenigen Worte, die der Fremde indeß gesprochen, und die wenigen Sekunden, in denen sie ihn betrachtet, ließen in dem Mutterherzen Paulinens keinen Zweifel übrig, es war, es mußte ihr Sohn sein, und indem sie mit wonnetrunkener Stimme rief: Felix! mein Sohn, mein geliebter, theurer Sohn! breitete sie ihre Arme aus und Felix lag an ihrer Brust. —

Die Freude eines solchen Wiedersehens war sehr groß, beide betrachteten einander mit unendlicher Wonne, und es ist schwer zu behaupten, wessen Freude die größte war. Die reinste war unstreitig die Paulinens; in Felix Freude mischte sich doch der Wunsch, daß seine Mutter denselben angenehmen Eindruck auch auf seinen Vater, den Obrist, machen möchte, als sie auf ihn beim Wiedersehen gemacht hatte.

Als der Major von Niederitz mit der größten Artigkeit, aber ziemlich formell, auch die geheime Cabinetsräthin begrüßt hatte, fragte er seine Mutter: wie sie die Jahre seiner Abwesenheit verlebt habe?

Ihr stets einförmiges Leben war mit wenig Worten geschildert, dann konnte sie es aber nicht unterlassen, ihn zu fragen, wie er dazu komme, eine so stattliche Kleidung und einen Degen zu tragen?

Ich bin königlich preußischer verabschiedeter Major. Als ich in der Schlacht bei Brienne hier an der linken Schulter verwundet wurde, traf ich im Hospital mit meinem Vater, dem Obrist Baron von Niederitz, zusammen. —

Heiliger Gott! unterbrach ihn da rasch Pauline, was sagtest Du da?

Ich traf mit meinem Vater zusammen.

Und wie nennst Du Deinen Vater?

Obrist Baron von Niederitz.

Da eilte Pauline rasch zu einem Schranke und zog eine Geldbörse hervor und, indem sie einen Blick darauf warf, sagte: ja, beim Himmel! ein N. ist es auch

In Berlin, fuhr Felix fort, hat mich mein Vater vor Gericht öffentlich als seinen Sohn anerkannt und heute über acht Tage wird er selbst hier sein, alsdann reisen wir zusammen nach Berlin zurück,

wo ich das Heirathsfest mit meiner Braut, Alwine von Hagen feiern werde.

Bis zu dieser Sekunde war die geheime Cabinetsräthin eine stumme Zuhörerin gewesen, nach den letzten Worten des Majors aber stand sie rasch auf, machte Beiden eine stolze Verbeugung und verließ das Zimmer, um nie wieder dahin zurückzukehren.

Pauline sah ihr nach und zerdrückte eine Thräne im Auge. „Großes, edles Herz! sagte sie dann, ein solches Mißgeschick hast Du nicht verdient. Sieh, Felix, so wie Dich diese geliebt, so kann Dich kein Wesen auf der ganzen Erde mehr lieben. Mit beinahe hundert tausend Thalern Vermögen, hat sie schon großartige Vorschläge abgelehnt; sie hat es zwar nicht gesagt, aber aus all ihren Reden ist stets hervorgegangen, daß sie immer auf Dich geharret hat.“

Ich weiß es, liebe Mutter, aber Liebe läßt sich nicht erzwingen; hätte ich auch sie so geliebt, so könnte sie längst die Meine sein; aber, es war sogleich mein Plan, als ich hier eintrat und sie erblickte, ihr mit ein Paar Worten schnell jede Hoffnung zu rauben, ich würde mich sonst anders ausgedrückt haben. Uebrigens verdanke ich ihr dennoch mein Glück: wäre ich ihretwegen nicht aus Hamburg gegangen, so wäre alles anders gekommen, Du würdest ewig Pauline Werner heißen und ich, Felix, Werner, bis an mein Lebensende, der Sohn einer Mutter ohne Vater geblieben sein. Jetzt sind wir allein, liebe Mutter, und was ich mit Dir zu reden habe, bedarf keiner Zeugen.

Daß das Alles, was mir in dem Zeitraume von sieben Jahren begegnet, nicht der Zufall, sondern Fügung des Himmels gewesen, ist mir klar. Er theilte ihr nun

mit, wie ihn der Zufall mit dem Obrist von Niederitz, indem sie Beide in der Schlacht bei Brienne verwundet worden, in einem Hospital zusammengeführt, wie er auf Anrathen des deutschen Wundarztes eine eigene Wohnung für sich und den Obrist gemiethet, wie sie da auf eigene Kosten gelebt, und wie er denselben vier Monate lang, aus besonderer Zuneigung und Liebe, gewartet und gepflegt, und wie es endlich nach dessen völliger Genesung zu einer Erörterung gekommen und es sich da herausgestellt, daß er, der Obrist, sein Vater sei, wozu er sich bekannt und es sogar schon in Paris seinen vertrautesten Freunden mitgetheilt habe.

Daß das Geständniß meines Vaters und meine Annahme, fuhr Felix fort, einen harten Kampf gekostet, kannst Du Dir leicht denken, liebe Mutter, denn ich mußte nicht allein für mich, sondern auch

für Dich reden, und so hat sich denn die Sache so weit herausgestellt, daß sich der Obrist heute über acht Tage hier einfinden wird, um Dich zu sehen und Dich dann zum Altar zu führen.

Mein Gott, mein Gott! rief da ängstlich Pauline, das ist ein Fall, an den meine Seele nie gedacht hat; aber es wird nicht gehen.

Und warum wird es nicht gehen?

Weil ich für einen so hohen Stand nicht geboren bin und mich nicht darein finden werde.

Doch, liebe Mutter, Du wirst Dich darein finden, und kannst selbst als die Gattin des Obristen nach Deiner Gewohnheit leben, er ist zwar ein vornehmer Mann, und besonders wenn er in der Gesellschaft seines Gleichen ist, sonst aber ist er mehr ein schlichter, gerader Mann, der die steife Etiquette nicht besonders

liebt. Er besitzt zwischen Berlin und Dresden ein schönes Gut, worauf sich ein Schloß befindet, das schöner ist, als das unseres regierenden Herrn Grafen, denn es ist im neuern Styl und bessern Geschmack erbauet. Bei diesem Schlosse ist ein großer, schöner Garten mit einem reizenden Pavillon; viele Hufen Landes, eine Masse Wiesen, eine Mühle, welche so eben von Grund auf neu erbauet wird, weil sie die Franzosen im vorigen Jahre in Brand gesteckt hatten. Bei dieser Mühle sind zwei Teiche, die von Fischen wimmeln, und endlich ein großer Wald, in dem es Hirsche, Rehe, Haasen, Füchse und Schweine giebt.

Und über dies Alles sollte ich Herrin werden? fragte Pauline, indem sie den Kopf schüttelte, und doch ein inniges Wohlbehagen empfand.

Ueber all' diese Herrlichkeiten wirst Du

mit einem Administrator, der bis jetzt das Alles allein geleitet hat, Herrin werden.

Aber das wäre ein zu großes Glück.

Dafür hast Du fünfundzwanzig Jahre lang, die schönste Zeit Deines Lebens, unter Sorgen und Kummer verlebt; es ist eine Vergütung dafür.

In Ostpreußen, zwischen Danzig und Marienwerder, besitzt der Obrist noch ein zweites Gut mit einem Schlosse aus der Ritterzeit, in welchem noch Ahnherrn und Ahnfrauen Nachts die Runde halten, dieses Gut hat er mir verschrieben, wir werden aber vor der Hand auf seinem schönen Gute wohnen und dort eine Familie bilden.

Gott, wer hätte das gedacht, als Du vor sieben Jahren mit Deinem grünen Tornister und Deiner Violine in die weite Welt gingest.

Es war eine Fügung des Himmels, und

dazu mußte sogar die geheime Cabinetsräthin mit ihrem großen Vermögen und ihrer aufrichtigen Liebe mit beitragen.

Aber, sagte da Pauline, der die Sache noch immer zweifelhaft schien, Du sprichst mit solcher Gewißheit darüber, als ob ich seine Gattin schon wäre, die Sache kann noch ganz anders kommen, wie Du denkst.

Wie ich den Obrist kennen gelernt, so wird es keinem Zweifel unterworfen sein, nur mußt Du ihm in einem andern Costüm erscheinen, denn von dem ersten Eindruck, den Du auf ihn machst, wird Alles ankommen. Es ist daher unumgänglich nothwendig, daß Du Dir noch heute einige seidene Kleider mit Allem, was dazu gehört und erforderlich ist, anschaffst. Und selbst, wenn der Obrist einige Bedenklichkeiten haben sollte, so reisest Du dennoch mit mir nach Berlin zu meiner

Braut, und da passen Deine bisherigen Kleider, so anständig sie hier und in Deinen bisherigen Verhältnissen auch waren, doch nicht, denn Du darfst nicht vergessen, liebe Mutter, daß Dein Sohn königlich preußischer Major ist und sich jetzt Felix von Niederitz nennt.

Da erhob Pauline Werner ihre Brust und sie wurde um einige Zoll größer. Noch an demselben Tage wurden Anstalten getroffen, die Garderobe dieser einfachen Frau auf einen sehr glänzenden Fuß herzustellen.

Von all seinen frühern Bekannten besuchte Felix nur den erblindeten Capellmeister, dessen er stets mit einer angenehmen Rückerinnerung gedachte, alle Uebrigen versteckten sich vor ihm, sie betrachteten ihn in seiner glänzenden Uniform wie einen Gott, wobei jedoch der Neid auch das Seine that. Als er am drit-

ten Tage mit seiner Mutter, die heute in ihrem Leben zum ersten Male ein seidenes Kleid angelegt hatte und sich darin wirklich wie eine Dame ausnahm, die es von ihrer Kindheit an nicht anders gewohnt sei, zum ersten Male ausging, waren Aller Augen auf sie gerichtet, denn die bescheidene Pauline Werner kannte jedes Kind in der kleinen Stadt.

Acht Tage später fuhr abermals ein stattlicher Reisewagen, mit vier Postpferden bespannt, vor dem Gasthause vor. Zwei Bediente sprangen vom Bock, rissen den Schlag auf und abermals stieg ein preußischer Offizier in einer wo möglich noch glänzenderen Uniform aus dem Wagen. Felix, der schon die Treppe hinab geeilt war, empfing denselben in seinen Armen, er erwies ihm all' die Liebe und Hochachtung, die er ihm schuldig war, worüber der Obrist recht behaglich lächelte,

und führte ihn dann vorläufig auf sein Zimmer. Kaum hier angekommen, sah sich der Obrist nach allen Seiten um, als ob er noch Jemand suche, der aber nicht gegenwärtig war. Als er sich aber hierin getäuscht sah, öffnete er ein Fenster und da erblickte er zu seiner Rechten hoch oben das gräfliche Residenzschloß. Ja, murmelte er vor sich hin, es ist noch immer dasselbe, hätte ich es nie, und zwar in seinem Innern, gesehen, so hätte mein Leben eine andere Richtung genommen, ich hätte tausendmal weniger Kummer und Herzeleid empfunden, ich wäre mit meinem Gewissen stets im Klaren geblieben und — nun, wozu können Klagen und solche Rückerinnerungen nützen, der Verbrecher muß seine Strafe leiden. Er betrachtete die vorübergehenden Leute und besonders die Frauenzimmer, und er mußte sich gestehen, daß sie ihn, mit ihren ge-

streiften Mänteln und dem schwarzen, um den Kopf gewundenen Tuche, anwiderten. — Wenn diese Pauline, die damals — es sind jetzt sechsundzwanzig Jahre her — so schön, so unendlich reizend war, mir jetzt so erschiene, ich wäre dann schlimmer daran, als je zuvor.

Die Bedienung hatte unterdeß sämmtliches Gepäck aus dem Wagen auf Felix's Zimmer gebracht. Der Obrist warf einen Blick auf die verschiedenen Paquete, worin sich Geschenke für Pauline Werner befanden; aber er schüttelte den Kopf und dachte: dergleichen Dinge sind hier nicht angebracht.

Felix hatte unterdeß die kleinen Angelegenheiten besorgt und die Bedienten für die nächsten Stunden instruirt, und setzte sich nun zu seinem Vater, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, dann fragte er ihn, ob er sich noch dieser al-

ten Stadt erinnere. Auf diese Frage gab der Obrist keine Antwort, er sprach von andern Dingen, seine Stimmung schien überhaupt sehr ernst zu sein, er war in Felix Augen fast gar nicht mehr derselbe, der er früher gewesen, worüber dieser etwas beklommen wurde. Der Obrist hatte in diesem Augenblick keinen sehnlichern Wunsch, als Pauline Werner zu sehen, und doch hatte er nicht den Muth, darnach zu fragen; du wirst, dachte er, die Freude noch früh genug haben, eine alte, verlebte Person, mit einem schwarzen Tuch um den Kopf, zu sehen.

Ein schöneres Wetter, nahm Felix das Wort, um nur wieder eine Unterhaltung in Gang zu bringen, hätten wir uns zu unserer Reise wohl nicht wünschen können. Sehen Sie hier diese prachtvollen Kirschen, in Berlin findet man sie so schön nicht.

Es möchte auch wohl das Einzige sein, entgegnete der Obrist, was mir hier gefallen könnte, denn die Menschen sehen hier alle so veraltet aus, als ob sie einem frühern Jahrhundert angehörten.

O, das scheint Ihnen nur so, mein theurer Vater, die Leute sind hier nicht daran gewöhnt, sich schon Morgens zu zeigen. Wenn es Ihnen beliebt, so will ich Ihnen einmal eine Frau zeigen, die hier im Hause wohnt, und ich bin überzeugt, daß Sie Ihre Meinung ändern werden.

Darauf bin ich begierig.

Haben Sie die Güte, mir in den hübschen Garten, der sich hier beim Hause befindet, zu folgen.

Beide gingen in den Garten hinab. Wie wir schon erwähnt, standen die Rosen in ihrer schönsten Blüthe. Bei einem Strauche, der mindestens einige Hun-

dert der köstlichsten Centifolien zur Schau trug, die theils schon aufgebrochen, theils noch in ihrer grünen Umhüllung schlummerten, stand eine Dame im schwarzen, seidenen Kleide mit einem weißen Häubchen von Spitzen. An den wohlbeleibten, aber dennoch zierlichen Formen dieser Dame sah man wohl, daß sie das vierzigste Jahr mußte überschritten haben, aber man mußte ihr auch zugestehen, daß sie in ihren Jahren noch eine sehr hübsche und eine sehr reizende Frau war. Um sie im Anschauen der Königin der Blumen nicht zu stören, schlug Felix einen andern Weg ein, der indeß nur etwa zwölf Schritte von demjenigen entfernt war, in welchem die Dame stand. Der Obrist wendete kein Auge von derselben, indem sie ihm eine fremde und eine seltene Erscheinung zu sein schien; er konnte es um so sicherer wagen, da sie den beiden erst Angekom-

menen den Rücken zukehrte. Es dauerte jedoch nur eine Minute, als die Dame den Sand unter ihren Füßen knirschen hörte, sich dann rasch umkehrte und, als sie Felix erblickte, ihm freundlich zunickte und den Garten verließ.

Und das war eine Eingeborne dieser Stadt? fragte der Obrist

Eine Eingeborne dieser Stadt, die ich von meiner Kindheit an gekannt habe.

Ich muß gestehen, das war ein reizendes Weib. Ist sie verheirathet?

Nein, sie ist seit fünfundzwanzig Jahren Wittwe.

Hat sie Kinder?

Nur einen einzigen Sohn, der königlich preußischer Major außer Dienst ist.

Der Obrist warf seinem Sohne einen Blick zu, in dem Argwohn, Mißtrauen, Sehnsucht und Verlangen lag.

Und ihr Name, wenn Du sie kennst?

Felix beschäftigte sich einen Augenblick damit, eine Rose von einer Raupe zu befreien und that, als ob er die Frage überhört hätte.

Sollte das wirklich jene Pauline sein? fragte sich der Obrist selbst, es scheint mir kaum möglich zu sein. Kleider machen allerdings Leute, aber diese reizende Gestalt, überhaupt ihr ganzes Wesen scheint einer Frau von Bildung anzugehören, und er richtete dieselbe Frage zum zweiten Male an seinen Sohn.

Es ist Pauline Werner, meine liebe Mutter.

Also wirklich. Komm, führe mich zu ihr.

Pauline hatte sich einige Grashälmchen aus dem Garten mitgebracht und saß, um einen Gedankenkranz daraus zu winden. Als die beiden Männer eintraten, färbte eine hohe Röthe ihre Wangen,

und indem sie aufstand, um den Gruß durch eine stumme Verbeugung zu erwidern, dachte sie: das ist also der Mann, der dich damals so tief erniedrigt hat, der Dir Dein Höchstes, was Du besaßest, Deine Ehre, geraubt hat; er muß wohl ein Anderer gewesen sein, als er jetzt ist.

Aehnliche Gedanken mochten wohl die Seele des Obristen beschäftigen, er mochte noch nicht mit sich einig sein, ob es wirklich diejenige sci, die er in jener unseligen Nacht auf dem alten Schlosse da oben hinter dem Pfeiler gesehen und deren wundervolle Augen ihn zu einem unerlaubten Raube verleitet hatten. Die Augen dieser Frau waren allerdings noch schön, allein jenen Glanz hatten sie verloren, er dachte nicht an die unzähligen Thränen, die sie um seinetwillen geweint.

Entschuldigen Sie, Madame, sagte der Obrist, Sie sind also —

Pauline hatte es geahnet, was in der Seele des Obristen vorging, sie trat deshalb vor einen Schrank und zog eine Geldbörse hervor, welche sie ihm stillschweigend überreichte. Der Obrist warf einen flüchtigen Blick darauf und, indem er sie erkannte, warf er sie unwillig in einen Winkel, und war an ihm nun die Reihe, zu erröthen.

Pauline! rief er dann, ihre Hand ergreifend, kannst, wirst und willst Du mir vergeben?

Ich habe Ihnen längst vergeben, Herr Obrist, weil doch einmal geschehene Dinge nicht ungeschehen zu machen sind. Auch haben Sie einen Theil Ihrer Schuld dadurch erledigt, daß Sie mir den Jahrgehalt ausgesetzt, wodurch es mir möglich war, mein Kind zu erziehen und unterrichten zu lassen.

Diese wenigen Worte, mit einer sanf-

ten, milden Stimme gesprochen, waren hinreichend, den Obrist in seinem schon gefaßten Entschlusse zu befestigen. Pauline, sagte er, willst Du mir diese Hand lassen? Willst Du mein Weib werden und mit mir auf meine Güter ziehen?

Pauline hatte hierauf keine Antwort, Thränen erstickten ihre Stimme, sie sank zu seinen Füßen nieder, der Obrist aber hob sie in seine Arme, er drückte sie an sein Herz, indem er sagte: hier ist künftighin Dein Platz. —

Erlauben Sie noch eine Frage.

Sehr gern, so viel Sie wollen.

Wie war es Ihnen in jener Nacht möglich, das Geschehene zu vollbringen? Allein konnten Sie es nicht.

Nein, ein gräflicher Diener, Namens Daniel Schlick, war mein Gehülfe.

Ha, dieser Elende, der mich seit meinem sechzehnten Jahre mit seiner Liebe

verfolgte, der mich so lange damit verfolgte, bis der Tod vor zwei Jahren ihn von hier abrief.

Denken wir nicht mehr daran, rief der Obrist, und er schloß sie aufs Neue in seine Arme.

Schon am nächsten Morgen fand die Trauung vor vielen Zeugen in derselben Kirche statt, in welcher Felix getauft worden war, und damit von Seiten seiner übrigen Verwandten gar kein Zweifel obwalten konnte, so adoptirte er auch hier den Sohn der bisherigen Pauline Werner als den seinigen, was im Kirchenbuche vor seinen Augen mußte berichtigt werden.

Einige Tage später reiste das Kleeblatt nach Berlin zurück, wo Felix's Hochzeitfest mit Alwine von Hagen eben so feierlich als glänzend begangen wurde.

Der Obrist von Niederitz, der bald

darauf auch seinen Abschied nahm, hat seine letzte Handlung nie bereuet. Er war von dem Tage, von der Stunde an, wo Pauline seine Gattin war, stets ein heiterer und zufriedener Mann. Neun bis zehn Monate des Jahres lebte er auf seinem schönen Gute, wohin ihm auch Felix mit seiner jungen, schönen Frau und mit der Assessorin gefolgt waren; nur in den öden Wintermonaten verlebten sie einige Zeit in Berlin, wo man es der vormaligen armen Pauline Werner bei den kleinen Festen, die der Obrist seinen ehemaligen Freunden und Kriegskameraden gab, nicht ansah, daß sie nur von geringem Herkommen war. Im Sommer machte die ganze Familie jedesmal eine Reise nach dem Gute unweit Danzig, allein um dort länger zu verweilen, war weder das alte Ritterschloß noch die Umgegend einladend.

Fünf Jahre waren der geheimen Ca-

binetsräthin von Erikssen traurig und langsam dahingeschlichen, die Rosen ihrer Wangen hatte der Kummer über die Lieblosigkeit ihres ersten und einzigen Geliebten ein wenig gebleicht, dennoch war sie noch immer eine schöne Frau.

Es ist und bleibt eine unbestreitbare Wahrheit, daß ein Weib, wenn sie einmal liebt, treuer und redlicher liebt, als der Mann. Wir wollen dieserhalb aber auch den Mann nicht verdammen, wir wollen ihn dieserhalb weder Gefühllosigkeit noch Herzenshärte aufbürden, die Verhältnisse, in denen er lebt, entschuldigen ihn hinlänglich, seine Geschäfte, welcher Art sie auch sein mögen, bringen ihn zu oft mit andern Menschen in Berührung und lassen ihn sein Herzweh um so leichter vergessen. Bei den Frauen ist das anders, und ganz besonders mit der geheimen Cabinetsräthin, die in ihren Jugendjah-

ren, mit ihrem großen Vermögen, unabhängig leben konnte. Sie hatte in den fünf Jahren ihres Wittwenstandes gar mancherlei Heirathsvorschläge gehabt, aber auch nur Heirathsvorschläge; unter all' den Männern, die sich um ihre Hand beworben, war auch nicht einer gewesen, der ihr Herz für sich zu gewinnen gesucht hätte, sie betrachtete daher einen solchen Vorschlag wie einen Handel um ein Grundstück, wie etwa um ein Haus, einen Garten, oder einen Acker, und dazu, meinte sie, bedürfe es keiner Uebereilung, sie könne dazu noch immer kommen, sie wünsche nichts weiter als einen Mann, der sich um sie selbst, um ihre Person, um ihr Herz bewerbe, und sich dann ihr Vermögen als eine hübsche Zugabe gefallen ließe. Es gab auch deren einige in der kleinen Residenz, freilich konnten sie sich mit Felix Werner nicht messen, die oft sehnsüch-

tige Blicke nach dem Fenster hinauf warfen, hinter welchem die schöne Frau in ihrem Glanze saß, aber sie zogen demüthig den Hut und gingen vorüber, weil sie nicht den Muth hatten, sich der Hochstehenden zu nahen, und noch weniger, ihr ihre Wünsche an's Herz zu legen.

Fünf Jahre waren verflossen, sagten wir oben, es war wieder um dieselbe Zeit, wie damals, als Felix Werner als Major von Niederitz in einem stattlichen Reisewagen und in einer glänzenden Uniform vor dem vornehmsten Gasthause abtrat und dann seine Mutter besuchte, es war wieder um dieselbe Zeit, die Rosen standen in ihrer schönsten Blüthe und die Kirschen begannen zu reifen. Da fuhr plötzlich derselbe Reisewagen durch die Straße und hielt, wie damals, vor demselben Gasthause an. Die Cabinetsräthin saß am offenen Fenster und erkannte auf den er-

sten Blick den Wagen, und es wurde ihr wunderbar zu Muthe, sie fühlte sich von einer nie empfundenen Unruhe ergriffen, dennoch stand sie auf, bog sich aus dem Fenster und sah, wie der Wagen vor demselben Gasthause anhielt und gleich darauf ein Bediente vom Bocke sprang und den Schlag aufriß. Eine Sekunde später sprang ein stattlicher Offizier aus dem Wagen und — heiliger Gott! es war Felix Werner, der Major von Niederitz, ihm auf dem Fuße folgte Pauline, seine Mutter, die Obristin von Niederitz.

Vor den Augen der Cabinetsräthin wurde es Nacht, sie wankte in den Hintergrund des Zimmers und sank auf ein Sopha. Was will der Mann hier noch einmal, will er mich verhöhnen, oder will er sich an meinem Schmerze weiden? zur Lust kann er nicht hier sein, denn dazu bietet dies Städtchen zu wenig Interesse

gegen die königliche Residenz von Preußen. Oder — sie besann sich rasch eines Andern, ich werde verreisen, noch in dieser Stunde verlasse ich W. und verweile einige Tage in Halberstadt. Sie wollte schon die Schelle ziehen und Befehl zum Einpacken einiger nothwendigen Sachen geben, aber sie zog sie nicht, sie schien noch nicht mit sich einig zu sein, und in dieser Unentschlossenheit verfloß eine Stunde, da trat der Bediente ein und meldete die Frau Obristin von Niederitz. Auch mit der Antwort hierauf war die Dame unentschlossen, aber ehe sie gehörig zur Besinnung kam, that sich die Thür auf und Pauline trat ein.

Entschuldigen Sie, gnädige Frau, wozu der Ceremonie unter uns alten Bekannten. Ich sehe, fuhr sie fort, Sie sind noch immer dieselbe, und das freuet mich.

Aber Sie, entgegnete hierauf die Ca-

binetsräthin, Sie sind nicht mehr dieselbe, Sie haben sich sehr zu Ihrem Vortheil verändert, sind wieder ganz jugendlich geworden.

Ich fühle die Last meiner Jahre noch nicht, dabei bin ich, dem Himmel sei Dank, stets gesund und werde von meinem Gatten, wie man zu sagen pflegt, auf den Händen getragen. Das Schicksal scheint meinen jahrelangen Kummer in meinem Alter wieder gut machen und mit sich aussöhnen zu wollen.

Sie dürfen sich nicht beklagen, Sie haben ein glänzendes Loos gezogen, denn es ist immer besser, beneidet, als beklagt zu werden; nur bewundere ich, wie Sie sich haben entschließen können, noch einmal hierher zurückzukehren, denn wahrlich! in den glänzenden Verhältnissen, worin Sie jetzt leben, kann die Erinnerung an so manche trübe Stunde, die Sie hier verlebt haben, keine angenehme sein.

Sie haben recht, gnädige Frau, und doch findet man oft ein Verlangen, sich auch an das Unangenehme zu erinnern; diesmal war es indeß mehr das Verlangen meines Sohnes, den alten blinden Capellmeister, wenn er noch lebt, noch einmal zu sehen, und da er in seiner Verlassenheit nicht gern allein reisen wollte, so entschloß ich mich, mit Zustimmung meines Gatten, ihn zu begleiten.

In seiner Verlassenheit? fragte sich die Cabinetsräthin, was will die Frau damit sagen, aber sie konnte sich nicht entschließen, seiner auch nur mit einem Worte zu erwähnen, obgleich sie ihn noch eben so heiß liebte, wie früher.

Es giebt nun einmal auf Erden keine vollkommene Glückseligkeit, fuhr Pauline fort; seit dem Tode seiner schönen Gemahlin ist mein Sohn ein Einsiedler geworden, er sitzt den ganzen Tag auf seinem Zimmer vor seinem Instrument und spielt, und da ist ihm vor Kurzem über ein Ding, was er den Contra-Punkt in der Musik nennt, ein Zweifel aufgestoßen, worüber er mit

sich noch nicht im Klaren ist, und um sich mit dem Capellmeister darüber zu besprechen, ist die Reise unternommen worden.

Also er ist Wittwer geworden, sagte sich die Cabinetsräthin, das ist ja merkwürdig, und sollte da der Contra-Punkt nicht blos ein leerer Vorwand sein; und wenn sie bis diesen Augenblick die Obristin ein wenig wegwerfend behandelt hatte, so nahm sie plötzlich einen andern Ton an. „Was sagen Sie! rief sie laut, Ihr Sohn ist Wittwer geworden? das beklage ich recht sehr.“

Vor etwa einem Jahre starb seine Alwine an einer zu frühen Niederkunft; die Herren von Niederitz haben nun einmal mit ihren ersten Frauen kein Glück, es ist dem Sohne wie dem Vater ergangen.

Und will er nun ledig bleiben?

Dazu ist er wohl noch zu jung, auch wünscht sein Vater, mein Gatte, das durchaus nicht, weil das ungeheure Vermögen dieser beiden Herren nach ihrem Tode sonst gänzlich in fremde Hände gerathen würde.

Das ist begreiflich. Hat er denn schon eine anderweitige Wahl getroffen?

Ja und nein, wie man es nehmen will. Mein Sohn ist nicht der Mann, der gern neue Bekanntschaften anknüpft, er hat noch eine Neigung aus seinen frühesten Jugendjahren, sollte diese ihn ausschlagen, so könnte es leicht der Fall sein, daß er ledig bliebe.

Das Herz der Cabinetsräthin hüpfte vor Freude in der Brust, denn sie war fest überzeugt, daß diese Jugendbekanntschaft keine andere als sie sein konnte, und doch konnte sie nun nicht weiter fragen. „Es ist also kein Kind aus dieser Ehe vorhanden?“ fragte sie.

Nein, Alwine von Hagen hatte die Aussicht, zum ersten Male Mutter zu werden, aber das Glück war ihr nicht günstig, sie gebar einen todten Knaben und starb.

Ist der Herr Major zum Capellmeister gegangen?

Nein, er ist noch im Gasthause und harret meiner Rückkehr.

Ha, Sie sollten ihm also Erkundiung einziehen, ob dieser noch am Leben ist?

Das wohl eigentlich nicht, denn das hätte man ihm dort sagen können. Es entstand eine kurze Pause, dann aber fuhr Pauline fort, indem sie sagte: Wozu der Weitläufigkeiten noch mehr, ich will mich meines Auftrags entledigen, und wenn die Antwort nicht so ausfällt, wie mein Sohn sie erwartet, wie er sie sehnlich wünscht, so reisen wir in dieser Stunde noch nach Berlin zurück, um hier nie wieder herzukommen.

Sollte ich etwas dazu beitragen können, entgegnete hierauf die Cabinetsräthin nicht ohne eine gewisse Aengstlichkeit, so dürfen Sie darauf rechnen, daß ich —

Es gilt Ihnen, Ihnen nur ganz allein. Mein Sohn gedenkt einer Zeit, wo Sie ihm mit besonderm Wohlwollen zugethan gewesen, und läßt Sie fragen, ob Sie ihm davon in Ihrem Herzen noch etwas aufbewahrt hätten?

Den armen Felix Werner, ich will es Ihnen aufrichtig gestehen, den liebte ich

einst leidenschaftlich, ich hätte ihn, als mein Gatte, der geheime Cabinetsrath Claus von Erikſen, mit Tode abgegangen, in Hamburg mit Freuden mein Herz und meine Hand gegeben; doch als ich meine Angelegenheiten in Copenhagen geordnet und nach Hamburg kam, war er verschwunden, ohne von seinem Aufenthalte mir eine Spur zu hinterlassen; daraus mußte ich schließen, daß er mich nicht allein nicht liebte, sondern daß er mich haßte.

Felix hat mir das auf der Reise mitgetheilt, er hat mir auch seine Gründe gesagt, die Sie, wenn Sie sie aus seinem Munde hören, ehren und achten werden; jetzt sind indeß die Verhältnisse anders geworden, er darf nicht mehr befürchten, unter seiner Gattin zu stehen, und —

Ich will ihn sehen, ich will seine Gründe hören, rief da freudig die Cabinetsräthin, lassen Sie ihn kommen und sagen Sie ihm, setzte sie vertraulich hinzu, er dürfte keine gar zu strenge Richterin erwarten.

Sonderbar, sagte die Dame, als sie wieder allein in ihrem Zimmer war, als ob ich eine Ahnung davon gehabt, daß ich ihn einst noch wiedersehen würde, wie hätte ich sonst wohl all die Anträge so entschieden zurückweisen können. — Indem sie noch darüber nachdachte, wie sie ihn empfangen und wie sie anfänglich die Spröde gegen ihn spielen wollte, wie sie ihm sagen wollte, daß sie gegenwärtig einen sehr annehmbaren Heirathsantrag habe, den sie nicht gut ablehnen könne, hörte sie plötzlich das Klirren seiner Sporen auf der Treppe und plötzlich waren alle frühern Vorsätze verschwunden, sie verschwanden aber noch mehr, als sie den schönen blühenden Mann vor sich stehen sah, der ihre Hand ergriff und sie an seine Lippen drückte und mit leiser Stimme fragte: können und werden Sie mir vergeben, gnädige Frau?

Die Cabinetsräthin erinnerte sich der Scene in Altona, wo sie ihn freiwillig umarmt und sich an seine Brust geworfen hatte, und sie führte sie ein zweites

Mal auf, indem sie mit Schiller sagte: allen Sündern sei vergeben, und die Hölle nicht mehr da.

Acht Tage später wurde Hochzeit in aller Stille gefeiert, denn Beide waren Wittwer, und abermals einige Tage später fuhr die frühere Cabinetsräthin mit ihrem Gemahl, dem Einzigen, den sie je geliebt, nach Berlin. Paulinen war die neue Tochter auch lieber, als die verstorbene, denn sie hatte sie von Kindheit an gekannt und konnte sich mit ihr über die Vergangenheit unterhalten.

Als der Obrist von Niederitz zwölf Jahre später auf dem Sterbebett lag, waren sechs Enkel um ihn versammelt, denen er seinen Segen hinterließ.

Ende.

Druck von H. A. Schmid in Querfurth.